UNIVERSITY
OF
TORONTO

·Ysei

Die Anschauungen Goethes

von der

deutschen Sprache

Vom Deutschen Sprachverein gekrönte Preisschrift

Von

Dr. Johannes Seiler

Professor in Bielefeld

102685
22/6/10.

Stuttgart und Berlin 1909
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Alle Rechte vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

Seite

Einleitung 1

Der Wert der Anſchauungen Goethes über die deutſche Sprache; die Eigentümlichkeit ſeines wiſſenſchaftlichen Arbeitens S. 1. Abneigung gegen abſtrakte Wiſſenſchaften wie Mathematik S. 2, gegen Grammatik, Metrik und Vorarbeiten S. 4. Daher nur ſprunghafte Beſchäftigung mit ſprachlichen Dingen S. 5.

Erſter Abſchnitt. Die Sprache 7

Weſen der Sprache; ſie erwächſt aus den Eigentümlichkeiten des Menſchen S. 7. Wertſchätzung der Sprache: a) Als Ausdruck des Innern von geringem Wert S. 8; ihr Unvermögen, die Dinge richtig wiederzugeben S. 12; üble Folgen mangelnder Ausdrucksfähigkeit für die Wahrheit S. 16, hervortretend beſonders bei Ungewöhnlichem und Schwierigem S. 18; Winke zur Beſſerung und ihre Aufgabe S. 19; wertvoller als die menſchliche Sprache iſt das Handeln und die Sprache der Natur S. 20. b) Als Mitteilung an andere; von zweifelhaftem Werte in Verſtandesfragen S. 22; von hohem Werte in ſeiner Wirkung auf Gemüt und Willen S. 23; in Form des Geſpräches S. 25; Vergleich dieſer Form der Mitteilung mit der ſchriftlichen S. 29; bedeutungsvoller als Schreiben (und Handeln) S. 30; möglichſte Annäherung des Schrei-

Seite

bens an das Sprechen zu raten S. 33; daher die Gewohnheit des Diktierens S. 34; wachsende Vorliebe für letzteres S. 38; Zusammenfassung S. 41. c) Die Sprache als Werkzeug des Geistes, besonders in der Hand des Genius S. 41. d) Die Sprache als mittelbares Werkzeug zu erzieherischen Zwecken S. 44.

Zweiter Abschnitt. Die deutsche Sprache . . . 45

Goethes Vorwürfe gegen sie aus bestimmten Anlässen zu erklären S. 45. Interesse für ihre geschichtliche Entwicklung S. 50. Jetziger Zustand, sein eigenes Verdienst daran S. 52. Warnung vor Verschlechterung S. 54. Geeignetes Organ der Weltliteratur S. 57 (siehe auch S. 181). Räumliche Vergrößerung ihres Gebietes zu Kulturzwecken S. 58. Lobende Urteile in sehr beschränktem Maße S. 59. Wertschätzung der germanistischen Forschungen und der deutschtümlichen Bestrebungen S. 63. Bekenntnis über seine Handhabung der deutschen Sprache S. 66.

Dritter Abschnitt. Die deutschen Mundarten . 69

a) Berechtigung der Dialekte S. 69; Recht im Dialekt zu reden S. 70; Recht im Dialekt zu dichten und Verwertung der Dialekte und Berufsmundarten für die Literatur S. 73; Beeinflussung der Schriftsprache S. 75. b) Interesse für die mundartlichen Dichtungen S. 76; Hebel S. 77; Grübel S. 78; Arnolds „lebendiges Wörterbuch" S. 78; Babst S. 80; Voß S. 82; Anregung zur Erforschung der Dialekte S. 83; Übertragung des Hochdeutschen in die Dialekte und umgekehrt S. 85; dadurch geistige Sprachverbindung, aber keine Sprachmengerei S. 87. c) Demnach Regelung der mündlichen und

Seite

Schriftsprache im allgemeinen zurückzuweisen wegen der Anhänglichkeit an landschaftliche und altertümliche Ausdrücke S. 88; gefordert für die Bühne S. 90. d) Auffallender Mangel an eigener, unmittelbarer Beobachtung sprachlicher Erscheinungen, die seltenen Beispiele dafür S. 93; im Gegensatz dazu die sorgsamen Einzelbeobachtungen auf zahlreichen anderen Gebieten S. 97.

Vierter Abschnitt. Die Fremdwörter 100

a) Periodische Häufung der Äußerungen des Dichters, geschichtlicher Überblick darüber S. 100. b) Inhalt der Äußerungen, zusammengefaßt durch Ruckstuhl, Goethes Sprachrohr S. 102; scharfe Zurückweisung der Sprachreinigung in starken Ausdrücken S. 107; Gründe dafür: 1. Verarmung der Sprache S. 112; 2. ihre Vereinsamung S. 116; nur geringe Versuche, Fremdwörter zu vermeiden S. 118. c) Goethes vermittelnde Stellung S. 120; praktische Vereinigung der Gegensätze im „affirmativen Purismus" S. 124; seine eigenen Versuche deutscher Wortbildungen in diesem Sinne S. 126; Zusammenfassung S. 127.

Fünfter Abschnitt. Grammatikisches 129

a) Einzelnes: Interesse dafür als Leipziger Student S. 129; Zurückweisung metrischer S. 131 und orthographischer Fragen S. 134; einzelne Auswüchse grammatischer Bestrebungen S. 137; Beschäftigung mit der Etymologie S. 138; Wesen der Volksetymologie S. 140; Quelle der volksetymologischen Kenntnisse Goethes S. 142; Ansicht über Wortbildung, Abneigung gegen Zusammensetzungen S. 144. b) Allgemeines: Rechte und Pflichten des

Seite

Schriftſtellers der Grammatik gegenüber S. 145; Goethes Abneigung gegen ſie S. 149; Zuſammenfaſſung S. 151.

Sechſter Abſchnitt. Das Deutſche und die fremden Sprachen im allgemeinen 152

Das Deutſche nur für den Mittelſtand ausreichend S. 152. Beſtimmte Sprachen für beſtimmte Zwecke S. 157, ohne Beeinträchtigung des Deutſchtums S. 160. Gegenſeitige Beeinfluſſung der Sprachen empfehlenswert S. 160. Einzigartige Bedeutung der Mutterſprache S. 163.

Siebenter Abſchnitt. Das Überſetzen 165

a) Vorzüge des Überſetzens S. 165; Aufgabe des Überſetzers S. 168. b) Unvollkommenheit des Überſetzens S. 168; im allgemeinen S. 169; im einzelnen S. 170. c) Verſchiedene Arten des Überſetzens S. 173; dem Inhalte nach S. 173; der Form nach (Proſa empfohlen) S. 177. d) Überſetzen ins Deutſche: ermöglicht am beſten die Bildung einer allgemeinen Weltliteratur, deren Zweck und Verwirklichung S. 181; einzelne Beiſpiele ſolches Überſetzens S. 190. e) Überſetzen aus dem Deutſchen aus ſubjektivem Grunde angenehm S. 192.

Achter Abſchnitt. Das Deutſche im Verhältnis zum Franzöſiſchen 200

Goethes Beſchäftigung mit der franzöſiſchen Sprache S. 200. Zeitlicher Überblick über ſeine Anſchauungen von der franzöſiſchen Sprache S. 203. Zuſammenfaſſendes Urteil S. 209.

Neunter Abſchnitt. Das Deutſche im Verhältnis zum Italieniſchen 211

Goethes Intereſſe für die italieniſche Sprache S. 211, durchweg lobende Urteile S. 213. Ärger

Seite

über das unmusikalische Wesen der deutschen Sprache, ein Grund für seine scharfen Urteile über diese S. 215. Vermutung über eine diesbezügliche Bemerkung des Dichters S. 220; trotzdem weitere Versuche mit der deutschen Sprache zur Ausbildung für Dichtungen nach Art italienischer Recitative S. 222.

Zehnter Abschnitt. Das Deutsche und die klassischen Sprachen 224

Lobende Urteile über diese S. 224, ihr Einfluß auf unsere Sprache und Bildung S. 227. Einschränkung im höheren Alter S. 229.

Elfter Abschnitt. Goethes Anschauungen über andere Sprachen 232

Englisch, Dänisch, Serbisch S. 232. Hebräisch, Arabisch S. 234. Sein Interesse an orientalischen Sprachen S. 234. Judensprache S. 235.

Schluß 236

Register 238

Anmerkung. Auf Genauigkeit in der Wiedergabe der Wortschreibung habe ich, von einigen bezeichnenden Stellen abgesehen, verzichtet, da Goethe nach seinem eigenen Geständnis Schreibfehler macht, manches Wort mit „dreierlei Orthographie“ schreibt (siehe S. 36 oben), meistens diktiert und das Diktierte nicht nachliest (siehe S. 137).

Die Angabe der zitierten Stellen erfolgt nach den vier durch römische Ziffern bezeichneten Abteilungen der Weimarer Gesamtausgabe, soweit diese bisher (April 1909) erschienen ist, im übrigen nach den besonders genannten einzelnen Veröffentlichungen.

Einleitung

Zu erfahren, was ein Meister von seinem Handwerkszeug hält, mit dem er seine Kunstwerke schafft, muß von umso höherem Wert sein, wenn feststeht, daß er dabei eben dies Werkzeug selbst wesentlich vervollkommnet hat. In einem solchen Verhältnis steht Goethe zur deutschen Sprache. Die Anschauungen dieses Dichters über seine Muttersprache gründlich und im Zusammenhange kennen zu lernen, ist aber nicht bloß wichtig und interessant, sondern auch besonders lohnend. Gibt es doch überhaupt nicht viele Fragen wissenschaftlicher oder künstlerischer Natur, über die er nicht nachgedacht und sich gelegentlich geäußert hätte, und sind doch diese Aussprüche, so wenig planmäßig sie auch geschehen sind, an so zerstreuten Stellen sie sich auch finden mögen, immer von einer wunderbaren Klarheit, Bestimmtheit und Folgerichtigkeit, meistens auch innerlich übereinstimmend und oft grundlegend für die Forschungen und Anschauungen späterer Zeiten. Darum ist es auch nicht sehr zu bedauern, daß die Art seines wissenschaftlichen Arbeitens ihn nicht häufig mit Vorbedacht zu seiner Muttersprache führte, daß er ihr keine zusammenhängenden eingehenden Studien

gewidmet hat im Gegensatz zu so manchem anderen geistigen Gebiete, besonders dem der Naturwissenschaften. Hier zog ihn augenscheinlich die Möglichkeit an, mit eigener Hand und eigenem Auge im Innern der Erde und in freier Himmelsluft, im Gerippe der Felsen und des tierischen und menschlichen Leibes die Kräfte und Gesetze der Natur in anhaltendem, selten ermüdendem Fleiße zu erforschen. Ein Gelehrter am Schreibtisch war er nicht. „Die Gelehrsamkeit auf dem Papiere und zum Papiere hat gar zu wenig Reiz für mich“ [1]). Je weniger er mit seinen Sinnen beobachten und eigene Erfahrungen sammeln konnte, desto weniger Geschmack konnte er einem Forschungsgebiete abgewinnen. Deshalb bezeugt er auch einer so abstrakten Wissenschaft, wie die Mathematik ist, nur ganz vorübergehendes und auch da nur widerstrebendes Interesse: „Hier sind die Kegelschnitte zum leichteren Begriff des Unbegreiflichen“ [2]). „Algebra ist angefangen worden, sie macht noch ein grimmig Gesicht, doch denke ich, es soll mir auch ein Geist aus diesen Chiffern sprechen, und wenn ich den nur einmal vernehme, so wollen wir uns schon durchhelfen“ [3]). „Ich möchte doch die vier Spezies in der Algebra durchbringen. Es wird alles darauf ankommen, daß ich mir selbst einen Weg suche, über diese steile Mauern zu kommen. Vielleicht treffe ich irgendwo eine Lücke, durch die ich mich einschleiche“ [4]).

[1]) An Knebel 12. Januar 1798, IV, 13, 18.
[2]) An Ch. v. Stein 16. Januar 1781, IV, 5, 34.
[3]) An Ch. v. Stein 21. Mai 1786, IV, 7, 219 f.
[4]) An Ch. v. Stein 23. Mai 1786, IV, 7, 220 f.

„Wir haben die vier Spezies durch und wollen nun sehen, was geblieben ist; so viel merke ich, es wird historische Kenntnis bleiben, und ich werde es zu meinem Wesen nicht brauchen können, da das Handwerk ganz außer meiner Sphäre liegt. Doch ohne Nutzen wird es nicht sein“ [1]). Später aber trifft sie seine unverhohlene Ablehnung und Abneigung. „Er [Dr. Werneburg] bringt das Allerfremdeste, was in mein Haus kommen kann, die Mathematik, an meinen Tisch; wobei wir jedoch schon eine Konvention geschlossen haben, daß nur im alleräußersten Falle von Zahlen die Rede sein darf“ [2]). „Übrigens wird mir denn doch bei dieser Gelegenheit immer deutlicher, was ich schon lange im Stillen weiß, daß diejenige Kultur, welche die Mathematik dem Geiste gibt, äußerst einseitig und beschränkt ist. Ja, Voltaire erkühnt sich irgendwo zu sagen: J'ai toujours remarqué que la géometrie laisse l'esprit, où elle le trouve. Auch hat schon Franklin eine besondre Aversion gegen die Mathematiker, in Absicht auf geselligen Umgang, klar und deutlich ausgedrückt, wo er ihren Kleinigkeits- und Widerspruchsgeist unerträglich findet“ [3]). „Freilich würde selbst in früheren Jahren für mich diese Angelegenheit [nämlich ‚der Gedanke, die Crystallisation statt durch Addieren sich durch Subtrahieren begreiflich zu machen‘] manche Schwierigkeiten gehabt haben, da mir das Organ für

[1]) An Ch. v. Stein 25. Mai 1786, IV, 7, 222.
[2]) An Knebel 25. November 1808, IV, 20, 224.
[3]) An Zelter 28. Februar 1811, IV, 22, 49.

Zahlen und Zeichen gänzlich abzugehen scheint“ [1]). „Daß aber ein Mathematiker aus dem Hexengewirre seiner Formeln heraus zur Anschauung der Natur käme und Sinn und Verstand, unabhängig, wie ein gesunder Mensch, brauchte, werd' ich wohl nicht erleben“ [2]). Nur in einem bestimmten Zusammenhange läßt er sie gelten: „Wenn man die Mathematik verehren und lieben will, so nähere man sich ihr, wenn sie sich mit Astronomie abgibt. Hier ist manches, was einem sonst an ihr und ihren Priestern beschwerlich und unangenehm auffällt, am rechten Platze und höchst respektabel“ [3]). Ein zusammenfassendes Bekenntnis darüber legt er gegen Ende seines Lebens ab: „Ich bin auf Wort, Sprache und Bild im eigentlichsten Sinne angewiesen und völlig unfähig, durch Zeichen und Zahlen, mit welchen sich höchst begabte Geister leicht verständigen, auf irgend eine Weise zu operieren“ [4]). Zu solchen „Zeichen“, mit denen er nicht „operieren“ mag, rechnet er nun auch augenscheinlich die grammatischen und metrischen Elemente einer Sprache; so spricht er von „Poeten von meiner Natur, die nun einmal keine grammatische Ader in sich fühlen“ [5]). Wie er denn überhaupt schwierigere, ihn nicht interessierende Vorarbeiten eines Wissensgebietes nach seinem eigenen Geständnis unterließ: „Einer [meiner Kapitalfehler] ist, daß ich nie das Handwerk einer

[1]) An C. C. v. Leonhard 18. Januar 1822, IV, 35, 249.
[2]) An Zelter 17. Mai 1829, IV, 45, 274.
[3]) An Carl August 14. November 1812, IV, 23, 145.
[4]) An Professor Naumann 18. Januar 1826, IV, 40, 264.
[5]) An W. v. Humboldt 16. Juli 1798, IV, 13, 217.

Sache, die ich treiben wollte oder sollte, lernen mochte“ [1]). Denselben Gedanken drückt er in Bezug auf sprachliche Studien v. d. Hagen gegenüber, der ihm das „Heldenbuch“ übersandt hatte, folgendermaßen aus: „Diese schätzbaren Reste des Altertums hätten viel früher auf mancherlei Weise einen günstigen Einfluß auf mich ausgeübt, hätten sie mich nicht durch ihre rauhe Schale abgeschreckt, welche zu durchbrechen weder mein Naturell noch meine Lebensweise geeignet war“ [2]). Damit stimmt überein, daß er bekennt, vor dem Jahre 1807 überhaupt keine sprachlichen Studien betrieben zu haben. „Der Sprachforschung war er diesmal [Bergrat Werner beim Aufenthalte in Karlsbad] ganz eigentlich ergeben; deren Ursprung, Ableitung, Verwandtschaft gab seinem scharfsinnigen Fleiß hinreichende Beschäftigung, und es bedurfte nicht viel Zeit, so hatte er uns auch für diese Studien gewonnen“ [3]). Doch waren diese keineswegs nachhaltiger Art; seine Teilnahme an sprachlichen Fragen wurde vielmehr immer nur gelegentlich auf kürzere oder längere Zeit wieder angeregt durch einzelne Schriften oder Personen, die sein Interesse in zustimmendem oder abweisendem Sinne in Anspruch nahmen, ganz entsprechend den Worten, die er in richtiger Selbstbeurteilung schreibt: „Betrachtung des durch Jahre durchgehenden, eine Zeitlang vorwaltenden oder gar augenblicklich vor-

[1]) „Italienische Reise“ 20. Juli 1787, I, 32, 34. Vergl. auch das Bekenntnis des ersten Epigramms S. 46.

[2]) An v. d. Hagen 11. September 1811, IV, 22, 161.

[3]) Tag- und Jahreshefte 1807, I, 36, 21.

übergehenden Interesses“ [1]). Über die erste starke Wirkung solcher neuer Anregungen erzählt auch Johanna Schopenhauer von ihm: „Mit Vergnügen sah man ihn in größerer Bewegung, wenn eben etwas Neues, wie z. B. zur Zeit die erste Sammlung von Volksliedern oder das Nibelungenlied oder die allemannischen Gedichte seine Phantasie ergriffen hatten, und geschah es dann, daß er in der ersten Aufregung im Lobe etwas übertrieb, wer hätte ihm das übel deuten sollen. Es war so rein menschlich und so poetisch zugleich“ [2]). Dieser Mangel an nachhaltiger Beschäftigung mit sprachlichen Dingen hindert aber weder, daß er auch außerhalb solcher Zeiten besonderer Anregungen gelegentlich einmal sich über ähnliche Fragen ausläßt, noch daß alle diese Äußerungen, obwohl sie über einen so langen Lebenszeitraum verstreut sind, einen verhältnismäßig einheitlichen Charakter tragen.

[1]) Tagebuch vom 13. Dezember 1822, III, 8, 271.

[2]) In Gesellschaft bei Johanna Schopenhauer (Winter 1806/07), bei Biedermann, Goethes Gespräche II, S. 137.

Erster Abschnitt

Die Sprache

Goethes Ansichten über die Sprache im allgemeinen dürfen wir nicht übergehen, weil dabei häufig ein Licht auf seine Auffassung von der deutschen Sprache im besonderen fällt, und weil er dabei zuweilen offenbar an seine Muttersprache denkt. Dies gilt sogleich, wenn er über die Beurteilung der Sprache redet, was er für nicht leicht hält, da es sehr oft und leichtfertig unternommen werde: „Ein jeder, weil er spricht, glaubt auch über die Sprache sprechen zu können“ [1]). Ebenso denkt er auch an die Muttersprache bei den Äußerungen, die sich auf das Wesen der Sprache beziehen; er schließt sich hier ganz an Herdersche Gedanken an, daß die Sprache dem Menschen angeboren sei: „Zu jener Zeit war in Gefolg der Herderischen Preisschrift über den Ursprung der Sprache ... die Vorstellung herrschend: ... Ganz im innerlichsten Bezug auf seine Organe sowohl als seine Geistesfähigkeiten sei nun dem Menschen die Sprache angeboren. Hier bedürfe es keiner übernatürlichen Anleitung, so wenig

[1]) Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 42, Nr. 239 (gedruckt 1824).

als einer Überlieferung. Und in diesem Sinne gebe es eine allgemeine Sprache, welche zu manifestieren ein jeder autochthonische Stamm versucht habe. Die Verwandtschaft aller Sprachen liege in der Übereinstimmung der Idee, wonach die schaffende Kraft das menschliche Geschlecht und seinen Organismus gebildet" [1]). Daß so die Sprache ganz aus den Eigentümlichkeiten der Sprechenden von selbst erwachsen sei, wiederholt er, indem er die deutsche als Beispiel anführt einem jungen Engländer gegenüber: „Sie haben wohlgetan, daß Sie, um Deutsch zu lernen, zu uns herübergekommen sind, wo Sie nicht allein die Sprache leicht und schnell gewinnen, sondern auch die Elemente, worauf sie ruht, unsern Boden, Klima, Lebensart, Sitten, gesellschaftlichen Verkehr, Verfassung und dergleichen mit nach England im Geiste herübernehmen" [2]).

a.

Aus den Äußerungen des Dichters über den Wert der Sprache heraus ergeben sich von selbst zwei Gesichtspunkte, je nach der Beziehung, in der er die Sprache gering oder hoch (von S. 23 an) schätzt. Wir beginnen mit dem, was er über den geringen Wert der Sprache gegenüber dem Innern sagt. Die früheste Stelle, die davon handelt, spricht vom Schreiben, meint aber augenscheinlich jegliche

[1]) Italienische Reise, „Moritz als Etymolog" (Dezember 1787) I, 32, 182 f.

[2]) Mit Eckermann 10. Januar 1825, Biedermann V, S. 122.

Art von Aussprache oder Ausdruck der Empfindung. Sie befindet sich in der ältesten Fassung des Schlusses der italienischen Reise: „Angebildet wurden jene Leiden [in Ovids Elegie bei seinem Abschiede von Rom] den meinigen, und auf der Reise beschäftigte mich dieses innere Tun manchen Tag und Nacht. Doch scheute ich mich, auch nur eine Zeile zu schreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verschwinden. Ich mochte beinahe nichts ansehen, um mich in dieser süßen Qual nicht stören zu lassen" [1]). Noch allgemeiner heißt es in „Dichtung und Wahrheit" bei der kritischen Betrachtung der biblischen Schriften: „Denn schon damals hatte sich bei mir eine Grundmeinung festgesetzt, ohne daß ich zu sagen wüßte, ob sie mir eingeflößt, ob sie bei mir angeregt worden, oder ob sie aus eignem Nachdenken entsprungen sei. Es war nämlich die: bei allem was uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werks an; hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung könne diesem innern Urwesen etwas anhaben, wenigstens nicht mehr als die Krankheit des Körpers einer wohlgebildeten Seele. So sei nun Sprache, Dialekt, Eigentümlichkeit, Stil und zuletzt die Schrift als Körper eines jeden geistigen Werks anzusehn: dieser, zwar nah genug mit dem Innern verwandt, sei jedoch der Verschlimme-

[1]) I, 32, 428 (Lesarten).

rung, dem Verderbnis ausgesetzt: wie denn überhaupt keine Überlieferung ihrer Natur nach ganz rein gegeben, und wenn sie auch rein gegeben würde, in der Folge jederzeit vollkommen verständlich sein könnte, jenes wegen Unzulänglichkeit der Organe, durch welche überliefert wird, dieses wegen des Unterschieds der Zeiten, der Orte, besonders aber wegen der Verschiedenheit menschlicher Fähigkeiten und Denkweisen; weshalb denn ja auch die Ausleger sich niemals vergleichen werden" [1]). Den geringen Wert der stilisierten Sprache gegenüber dem Inhalt drückt er folgendermaßen aus: „Was Du über Diktion sagst, ist mir nicht unbekannt geblieben. Wenn die Menschen z. B. irgend ein theatralisches Gedicht loben wollen, so sagen sie: es habe eine sehr schöne Sprache; was aber eigentlich gesprochen sei, davon nimmt man selten Kenntnis. Auch bei Gelegenheit der Helena haben sich einige sonst ganz verständige Personen hauptsächlich an den drei vier neuen Worten erfreut und wahrscheinlich schon im Stillen gedacht, wie sie solche auch anbringen wollten. Das alles kann einen im sechzigsten Jahre schon berühmten Schriftsteller freilich nicht anfechten. Doch ist es vielleicht niemals so arg gewesen, daß man so wenig Leser und so viele Aufpasser und Aufschnapper hat, welche nach der Diktion greifen, weil sie denken: wenn man nur so spräche, so sei schon was getan, wenn man auch nichts zu sagen hat" [2]). Den geringen

[1]) I, 28, 100 f.

[2]) An Zelter, Beilage zum 17. Juli 1827, IV, 42, 377 f.

Wert der stilisierten Sprache, die für den eigentlichen Sinn gefährliche Leichtigkeit des Mißbrauchs der Sprache betont er im Alter in seinen Bemerkungen über Mathematik und die Mathematiker: „Der Sprache liegt zwar die Verstandes- und Vernunftfähigkeit des Menschen zum Grunde, aber sie setzt bei dem, der sich ihrer bedient, nicht eben reinen Verstand, ausgebildete Vernunft, redlichen Willen voraus. Sie ist ein Werkzeug, zweckmäßig und willkürlich zu gebrauchen; man kann sie ebensogut zu einer spitzfindigverwirrenden Dialektik wie zu einer verworrenverdüsternden Mystik verwenden; man mißbraucht sie bequem zu hohlen und nichtigen prosaischen und poetischen Phrasen, ja man versucht prosodisch untadelhafte und doch nonsensicalische Verse zu machen" [1]) und: „Dergleichen Geister [‚die kricklichen Beobachter und grilligen Theoristen auf dem Gebiete der Naturforschung'] finden sich mit Worten ab und hindern die Fortschritte der Wissenschaft" [2]). Diese Unzulänglichkeit liegt aber zum Teil an der Art ihres Ursprungs: „Wir handelten über einige Gegenstände der Naturwissenschaft, besonders über die Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit der Sprache, wodurch Irrtümer und falsche Anschauungen verbreitet würden, die später so leicht nicht wieder zu überwinden wären. ‚Die Sache ist ganz einfach diese,' sagte Goethe. ‚Alle Sprachen sind aus naheliegenden menschlichen Bedürfnissen, menschlichen Beschäftigungen

[1]) II, 11, 97. Siehe S. 41 Anm. 2.
[2]) An Zelter 10. September 1828, IV, 45, 11.

und allgemein menschlichen Empfindungen und Anschauungen entstanden. Wenn nun ein höherer Mensch über das geheime Wirken und Walten der Natur eine Ahnung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegendes auszudrücken. Es müßte ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen, um seinen eigentümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dieses aber nicht ist, so muß er bei seiner Anschauung ungewöhnlicher Naturverhältnisse stets nach menschlichen Ausdrücken greifen, wobei er denn fast überall zu kurz kommt, seinen Gegenstand herabzieht oder wohl gar verletzt und vernichtet'" [1]). Ähnliche Gedanken werden wohl der Inhalt der leider nur andeutungsweise wiedergegebenen, einige Monate vorher stattgefundenen Unterhaltung Goethes mit Soret gewesen sein: „Wir hatten eine interessante Unterhaltung über einige wissenschaftliche Punkte, besonders über die Unvollkommenheit der Sprache als Ursache langdauernder falscher Anschauungen der Menschheit. Ich bedaure, daß kein Schnellschreiber unsere Unterhaltung aufnehmen konnte" [2]). Diese Geringschätzung beruht hauptsächlich auf seiner oft ausgesprochenen Ansicht von dem Unvermögen der Sprache, die Dinge richtig wiederzugeben. So schreibt er bei der Erwähnung des Abendmahls von Leonardo da Vinci an Charlotte von Stein: „Mit Worten ist da nichts

[1]) Mit Eckermann 20. Juni 1831, Biedermann VIII, S. 96.

[2]) Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Soret, S. 129, 10. März 1831.

zu sagen, wenns möglich ist, sollst Du einen Schatten des Bildes sehen“ [1]). „Möge das alles [der Inhalt eines Heftes über Farbenlehre] einiger Maßen Ihre Billigung verdienen, da es freilich schwer ist mit Worten auszudrücken, was dem Auge sollte dargebracht werden“ [2]). „Durch Worte läßt sich nicht alles machen: vielleicht gelingt eine kleine Zeichnung in diesen Tagen.“ [Über naturwissenschaftliche Funde bei Weimar] . . . „Das Wunderbarste ist dabei, daß das Beste unserer Überzeugungen nicht in Worte zu fassen ist; die Sprache ist nicht auf alles eingerichtet, und wir wissen oft nicht recht, was wir endlich sehen, schauen, denken, erinnern, phantasieren oder glauben. Das ist es, was mich manchmal betrübt, besonders da in diesem Fache mir gegenwärtig kein Wechselgespräch zu Hilfe kommt“ [3]). Und in dem 1807 gedruckten didaktischen Teile der Farbenlehre heißt es: „Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sei und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Widerschein ausdrücke“ [4]). „Alle Erscheinungen sind unaussprechlich; denn die Sprache ist auch eine Erscheinung für sich, die nur ein Verhältnis zu den übrigen hat, aber sie nicht herstellen [identisch ausdrücken] kann“ [5]). „Die Zahlen sind, wie unsere

[1]) 18. Januar 1787, IV, 8, 141 f.

[2]) An Hegel 7. Oktober 1820, IV, 33, 294.

[3]) An Sternberg 15. März 1832. Briefwechsel zwischen Goethe und Graf v. Sternberg ed. Bratranek, Wien 1866, Nr. 75, S. 240 u. 242.

[4]) II, 1, 302.

[5]) Paralipomena zur Farbenlehre II, 5, II, S. 298.

armen Worte, nur Versuche, die Erscheinungen zu fassen und auszudrücken, ewig unzureichende Annäherungen“ [1]). „Durch Worte sprechen wir weder die Gegenstände noch uns selbst völlig aus“ [2]). Dasselbe in dichterischer Form:

„Doch red' ich in die Lüfte, denn das Wort bemüht
Sich nur umsonst, Gestalten schöpferisch aufzubauen“ [3]).

Und noch wenige Tage vor seinem Tode: „Hier [bei der Beschreibung des Regenbogens] ist mit Worten nichts ausgerichtet, nichts mit Linien und Buchstaben, unmittelbare Anschauung ist not und eigenes Tun und Denken“ [4]). Bei einer Aufzählung von einer ganzen Reihe alphabetisch geordneter „Urteilsworte französischer Kritiker“, die er sich gesammelt hat (siehe I, 41, 1, S. 146, Zl. 5 ff.) drängt sich ihm die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des Wortes so wie der Zeit so lebhaft auf, daß sie ihn zu den folgenden Versen veranlaßt:

„Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten —
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist denn, was wir haben?
Nun wir sprechen! Rasch im Fliehn
Haschen wir des Lebens Gaben“ [5]).

---

[1]) „Aphorismen“ (ed. Fr. Riemer 1846) S. 353 vom 27. März 1814.

[2]) „Symbolik“ II, 11, 167.

[3]) Faust II, Vers 8691 f. (I, 15, 1, 184).

[4]) 11. Januar 1832, II, 5, S. 436.

[5]) I, 41, 1, S. 125 = an Boisserée 10. Januar 1818, IV, 29, 14.

Dieser Gedanke findet seinen prosaischen Ausdruck ungefähr in folgenden Worten: „Kein Wort steht still, sondern es rückt immer durch den Gebrauch von seinem anfänglichen Platz, eher hinab als hinauf, eher ins Schlechtere als ins Bessere, ins Engere als ins Weitere, und an der Wandelbarkeit des Wortes läßt sich die Wandelbarkeit der Begriffe erkennen" [1]). Diese Wandelbarkeit und Schattenhaftigkeit des Wortes, die das Urbild nicht rein wiedergibt, wird auch in einem Briefe an Reinhard erwähnt: „Der eindringende Anteil an dem Paria freut mich sehr. Ich bewahre diese höchst bedeutende Fabel als einen stillen Schatz vielleicht 40 Jahre und konnte mich erst jetzt entschließen, ihn von meinem Innern durch Worte loszulösen, wo er mir die eigentliche reine Gestaltung zu verlieren scheint" [2]). Dasselbe anders ausgedrückt lautet: „... so habe ich doch aufs deutlichste begreifen lernen, daß die Sprache nur ein Surrogat ist, wir mögen nun das, was uns innerlich beschäftigt, oder das, was uns von außen anregt, ausdrücken wollen" [3]). Dasselbe Fremdwort für die Unzulänglichkeit der Sprache braucht er noch gegen Ende seines Lebens. „Wir haben das unabweichliche, täglich zu erneuernde, grundernstliche Bestreben, das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginierten, Vernünftigen möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen. — Jeder prüfe sich, und

[1]) Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 207, Nr. 983 „aus dem Nachlaß".

[2]) An Reinhard 5. Juli 1824, IV, 38, 187.

[3]) An Schultz 11. März 1816, IV, 26, 290.

er wird finden, daß dies viel schwerer sei, als man denken möchte; denn leider sind dem Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate: er denkt und weiß es meistenteils besser, als er sich ausspricht“ [1]). In demselben Sinne spricht er von einer Zersplitterung, wenn Empfundenes ausgesprochen werden soll: „Ew. Excellenz unbegrenzte Weltübersicht und unermüdliche Tätigkeit auch zu meinen Gunsten wirksam zu sehen, erfüllt mich mit dem gefühltesten Danke, der nicht in Worte zersplittert werden darf, sondern ganz und ungeteilt in meinem und der Meinigen Herzen fortleben wird“ [2]). Diese ungenügende Unselbständigkeit des Wortes neben dem, was es ausdrücken soll, wird in einer „Notiz zur Erkenntnislehre“ so dargestellt: „Denn so lange man der Sache im Verstand nicht einig, ist kein Friede in den Worten zu hoffen“ [3]). Denselben Sinn mit dem Hinweis auf die Gefahr der Selbsttäuschung hat auch der ironische Rat des Mephistopheles an den Schüler in Bezug auf die Theologie:

Am besten ist's auch hier, wenn Ihr nur Einen hört,
Und auf des Meisters Worte schwört.
Im ganzen — haltet Euch an Worte!
Dann geht Ihr durch die sichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Schüler:

Doch ein Begriff muß bei dem Worte sein.

---

[1]) 1829. Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 149, Nr. 674 u. 675.

[2]) An v. Nagler 2. Januar 1825, IV, 39, 64.

[3]) Lesarten II, 11, 375.

Mephistopheles:

Schon gut! Nur muß man sich nicht allzu ängstlich quälen,
Denn eben, wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben [1]).

So können bloße Worte oft dazu dienen, die Wahrheit zu verdecken, ja sie zu ersticken. „Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge, behält's gewiß" [2]). „Schon haben einige Philosophen bemerkt, daß wir gar manchen Irrtum dem Mißbrauch der Worte verdanken" [3]).

„Sagt, wie könnten wir das Wahre,
Denn es ist uns ungelegen,
Niederlegen auf die Bahre,
Daß es nie sich möchte regen?"

Diese Mühe wird nicht groß sein
Kultivierten deutschen Orten,
Wollt Ihr es auf ewig los sein,
So erstickt es nur mit Worten [4]).

Ähnlich drückt er sich da aus, wo er von den Formeln redet, mit denen man „Naturphänomene" wiedergibt. „Jedoch wie schwer ist es, das Zeichen nicht an die Stelle der Sache zu setzen, das Wesen immer lebendig vor sich zu haben und es nicht durch

[1]) Faust I, Vers 1988 ff. (I, 14, 93).
[2]) Faust I, Vers 3069 f. (I, 14, 152).
[3]) „Mathematik und deren Mißbrauch" II, 11, 81.
[4]) Zahme Xenien II, I, 3, 264, Vers 517 ff.

das Wort zu töten“ [1]). Dasselbe gilt auch für andere Wissenschaften. Jener Mißbrauch erklärt sich zum Teil daraus, daß überhaupt Schwereres und Tieferes kaum durch Worte ausdrückbar ist: „Dergleichen Ungewöhnliches auszudrücken wird uns wohl in unserer eigenen Muttersprache schwer“ [2]). „Die größten redlichen Absichten können selten in der gewöhnlichen Sprache des Tags ausgedrückt werden“ [3]). Dahin gehören auch die bekannten Erklärungen Fausts über das Wesen der Gottheit:

Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut [4]).

Im „Großkophta“ hatte der Graf behauptet: „Die größten Geheimnisse, Kräfte und Wirkungen liegen verborgen in verbis, herbis et lapidibus.“ Domherr: „In Worten? Hier ahne ich das Meiste, erhabener Lehrer. Gewiß habt Ihr eine Sprache, eine Schrift, wodurch ganz andere Dinge bezeichnet werden als mit unsern armseligen Lauten, wodurch wir nur die gemeinsten Dinge auszudrücken im stande sind“ [5]). „Es war in den Sternen geschrieben (ich bediene mich dieses tropischen Ausdrucks für eines der Ereignisse, wofür kein Wort zu finden ist), daß mein Sohn ...,

[1]) Zur Farbenlehre Nr. 754, II, 1, 304.

[2]) Mit Eckermann 10. Januar 1825, Biedermann V, S. 125. Vergl. an C. Paulus 3. Mai 1826, IV, 41, 20.

[3]) An Fellenberg Ende April 1817, IV, 28, 80.

[4]) Faust I, Vers 3455 ff. (I, 14, 174).

[5]) Großkophta 3. Aufzug, 9. Auftritt I, 17, 198.

ehe er sein Ziel in der Nähe der Pyramide des Cestius erreichte, so viel teilnehmende Freunde fand“ [1]). Aber bei solcher bloßen Verneinung kann unser tatenfreudiger Dichter nicht stehen bleiben; etwas tröstlicher als solche Klagen und zum Verbessern und Handeln anspornend erscheint der Ausspruch: „Doch was mach' ich viel Worte, deren ich mich schämen würde, wäre es nicht erlaubt, ja verdienstlich, für das Unaussprechliche einen wörtlichen Ausdruck zu versuchen“ [2]). Ein Weg dazu wird angegeben: „Da die Rede die Sinne und das innere Vorstellungsvermögen vertreten muß, so muß sie auch zu diesen reden und der Ausdruck sinnlich und repräsentativ sein“ [3]). Dazu eignet sich denn auch am besten die poetische Sprache: „Im gemeinen Leben kommen wir mit der Sprache notdürftig fort, weil wir nur oberflächliche Verhältnisse bezeichnen. Sobald von tieferen Verhältnissen die Rede ist, tritt sogleich eine andere Sprache ein, die poetische“ [4]). So steht denn die Meinung Wilhelm v. Humboldts, die der Dichter sich zu eigen macht, nicht im Widerspruch mit seiner eigenen Auffassung, wenn er über die Aufgabe der Sprachentwicklung an den oben genannten Gelehrten folgendermaßen schreibt: „Indem Sie die Sprache als Hilfsmittel gar trefflich anpreisen, geben Sie uns ferner zu bedenken,

[1]) An Zahn 10. März 1832. Goethes Briefe, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt III, 2, S. 1605.

[2]) An Knebel 23. Oktober 1831. Goethes und Knebels Briefwechsel 2. Teil, S. 407.

[3]) Mit Riemer 24. Dezember 1810, Biedermann II, S. 347.

[4]) „Symbolik“ II, 11, S. 167.

daß die Sprache, wenn sie auf einen gewissen Punkt gelangt, unveränderlich sei und von ihren anerkannten Mängeln nicht befreit werden könne, dem ungeachtet in und aus sich selbst alles Menschliche, vom Tiefsten bis zum Höchsten aussprechen, ausdrücken, bestimmen und erweitern könne und müsse. Hierdurch haben Sie mir, mein Teuerster, einen Spiegel vorgehalten, worin ich am Ende meiner Laufbahn erkennen kann, was ich als Dichter und Schriftsteller geleistet habe und was ich hätte leisten sollen" [1]). Mit dieser doch im allgemeinen recht geringen Wertschätzung der menschlichen Sprache stimmt denn auch überein, daß er einerseits das Handeln für wichtiger hält: „Was man tut, ist doch immer besser als was man sagt" [2]), „Laß uns auf unsere Weise beharren, fühlen und gewahr werden, denken und tun, alles Übrige ist vom Übel. Die neuere Welt ist den Worten hingegeben, das mag sie denn so weiter treiben und haben" [3]), „Das Sicherste bleibt immer, daß wir alles, was in und an uns ist, in Tat zu verwandeln suchen; darüber mögen denn die andern, wie sie wollen und können, reden und verhandeln" [4]), „Dagegen habe ich gefunden, die Zeit sei die eigentlichste Vermittlerin; in derselben entwickeln sich Handlungen, die einzige Sprache, die zwischen Freunden gültig ist, um das wahre Verhältnis auszudrücken" [5]) [nämlich wenn „Differenzen"

[1]) An Humboldt 24. Dezember 1821, IV, 35, 213.
[2]) An Ch. v. Stein 24. Dezember 1780, IV, 5, 20.
[3]) An Zelter 26. November 1825, IV, 40, 141.
[4]) An Zelter 30. Oktober 1828, IV, 45, 39.
[5]) An v. Cotta 24. Oktober 1827, IV, 43, 120.

eingetreten waren], und daß er anderseits die durch die Sinne dem Menschen sich offenbarende Sprache der Natur preist, ja für viel trefflicher hält als die menschliche Sprache: „So spricht die Natur hinabwärts zu anderen Sinnen, zu bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen; so spricht sie mit sich selbst und zu uns durch tausend Erscheinungen. Dem Aufmerksamen ist sie nirgends tot noch stumm“ [1]). Das letztere wiederholt der alte Faust fast mit denselben Worten:

Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm [2]).

Dazu paßt dann gut die zwar von Riemer [3]) als „Falkisch“ verdächtigten, aber doch nur mit ganz unzureichenden Gründen angezweifelten Worte: „Wir sprechen überhaupt viel zu viel. Wir sollten weniger sprechen und mehr zeichnen. Ich meinerseits möchte mir das Reden ganz abgewöhnen und wie die bildende Natur in lauter Zeichnungen fortsprechen. Jener Feigenbaum, diese kleine Schlange, der Cocon, der dort vor dem Fenster liegt und seine Zukunft ruhig erwartet, alles das sind inhaltschwere Signaturen; ja wer nur ihre Bedeutung recht zu entziffern vermöchte, der würde alles Geschriebene und alles Gesprochene bald zu entbehren im stande sein! Je mehr ich darüber nachdenke, es ist etwas so Unnützes, so Müßiges, ich möchte fast sagen Geckenhaftes im Reden, daß man vor dem stillen Ernste der Natur und ihrem Schweigen erschrickt, sobald man sich ihr vor einer

[1]) 1808. Vorwort zur Farbenlehre II, 1, X.
[2]) Faust II, Vers 11446 (I, 15, 1, 309).
[3]) Mitteilungen über Goethe I, 27.

einsamen Felswand oder in der Einöde eines alten Berges gesammelt entgegenstellt“ [1]). Die Stärke des Ausdrucks erklärt sich ganz gut aus der augenblicklichen Lage, in der sich Goethe befand: Der Landschaftsmaler Kaaz war eben fortgegangen, und der Dichter hatte gezeichnet.

Diese großartige Übereinstimmung aller bisher angeführten Aussprüche über die Sprache läßt sich zusammenfassen in dem kurzen Urteil Fausts: „Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen“ [2]).

b.

Es ist selbstverständlich, daß das Unvermögen, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen, auch seinen Einfluß auf die Art haben wird, wie man sich anderen mitteilt. Hier kann es bei Verstandesfragen nicht ohne Mißverständnisse abgehen: „Niemand würde viel in Gesellschaften sprechen, wenn er sich bewußt wäre, wie oft er die andern mißversteht“ [3]). „Was ich recht weiß, weiß ich nur mir selbst; ein ausgesprochenes Wort fördert selten, es erregt meistens Widerspruch, Stocken und Stillstehen“ [4]). „Ich habe mich durchaus überzeugt, das Liebste, und das sind doch unsere Überzeugungen, muß jeder im tiefsten Ernste bei sich selbst bewahren, jeder weiß nur für sich, was er weiß, und das muß er geheim halten; wie er es

[1]) Mit Falk Juni 1809, Biedermann II, S. 261.

[2]) Faust I, Vers 1226 (I, 14, 63).

[3]) Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 3, Nr. 6.

[4]) Ebenda S. 160, Nr. 720.

ausspricht, sogleich ist der Widerspruch rege, und wie er sich in Streit einläßt, kommt er in sich selbst aus dem Gleichgewicht, und sein Bestes wird, wo nicht vernichtet, doch gestört" [1]). „Man verändert fremde Reden beim Wiederholen wohl nur darum so sehr, weil man sie nicht verstanden hat" [2]). „Es hört doch jeder nur, was er versteht" [3]). „Diejenigen, welche widersprechen und streiten, sollten mitunter bedenken, daß nicht jede Sprache jedem verständlich sei" [4]). „Daß niemand den andern versteht, daß keiner bei denselben Worten dasselbe, was der andere denkt, daß ein Gespräch, eine Lektüre bei verschiedenen Personen verschiedene Gedankenfolgen aufregt, hatte ich schon allzu deutlich eingesehen" [5]). „Gibt's ein Gespräch, wenn wir uns nicht betrügen, mehr oder weniger versteckt? So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen, das ist die Köcherei, die mir am besten schmeckt" [6]). — Ist also das, was gesagt wird, nicht immer klar verständlich, so erscheint ihm doch die Tatsache, daß überhaupt etwas mitgeteilt wird, von unschätzbarem Werte für Gemüt und Willen, und er wird nicht müde, die gute und große Wirkung solcher Mitteilungen auf das Herz des Menschen zu

---

[1]) Wilhelm Meisters Wanderjahre 2. Buch, 9. Kapitel, I, 25, 1, 30.

[2]) Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 2, Nr. 7.

[3]) Ebenda S. 192, Nr. 887.

[4]) Ebenda Nr. 886.

[5]) Dichtung und Wahrheit 16. Buch, I, 29, 11.

[6]) Zahme Xenien I, 1, 3, 239, Vers 167 ff.; um 1820.

preisen. Zunächst wirkt es auf den, der gesprochen hat. „Ein ausgesprochenes Wort fordert sich selbst wieder“ [1]); daß dies bedeuten soll, es kehre in seinen Wirkungen auf den Sprechenden zurück, beweist die Stelle: „Ein ausgesprochenes Wort tritt in den Kreis der übrigen notwendig wirkenden Naturkräfte mit ein“ [2]). — Wie stark und anhaltend der Einfluß einer solchen Mitteilung auf andere sein kann, hat er selbst erfahren, als er nach dem Tode des Großherzogs Karl August Trost in der Einsamkeit des Schlößchens Dornburg suchte. Von da aus schreibt er an den Kanzler v. Müller:

„Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens.
His, qui praetereunt, det bona cuncta deus. 1608.

So lautet die Inschrift über dem Eingang des Schlößchens, dessen Zimmer nach Süden ich bewohne. ... Jene lateinische Inschrift hatte ich mir nach meiner Art einstweilen folgendermaßen übersetzt:

Freudig trete herein und froh entferne dich wieder!
Ziehst du als Wandrer vorbei, segne die Pfade dir Gott.

Diese wenigen Zeilen haben einen ganz eigenen Einfluß auf meinen hiesigen Aufenthalt gehabt; es ergibt sich hierbei ein gar hübsches Beispiel, wie vernünftig wohlwollende Worte auf Jahrhunderte hinaus wirken. Es faßt sie immer wohl einer wieder auf, um entweder direkt oder symbolisch sich dieselben sinnig

[1]) Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 210, Nr. 1000 (1812); siehe ebenda S. 374.
[2]) II, 3, 136.

anzueignen“ [1]). Meistens wird sich diese Mitteilung in Form eines Gespräches vollziehen, das er folgendermaßen erklärt: „Ich habe die Zeit her fast mit Niemand gesprochen, besonders wenn sprechen allenfalls heißt: wechselseitig reden, wie man denkt“ [2]) oder kurz: „Wechselrede“ [3]). Diese erscheint ihm so sehr als das Wesentlichste im Verkehr mit Freunden, daß er eben diesen unter dem Bilde der „Sprache“ auffaßt, ohne dabei die oben gerügten Mängel des Gesprächs zu verschweigen. „Es ist doch zuletzt alles eine Art von Sprache, wodurch wir uns erst mit der Natur und auf gleiche Weise mit Freunden unterhalten möchten. Diese haben nun etwa einen wenig abweichenden Dialekt, und da gibt es wohl einmal ein Mißverständnis, das aber wohl zu lösen ist, wenn man sich eines gemeinsamen Idiotikons befleißigt“ [4]). Ein volles Lob des Gesprächs und die Vorzüge, die darin auch für den Redenden liegen, enthalten Iphigeniens Worte: „O eine köstliche Gabe ist des Freundes tröstliche Rede, die der Einsame nicht kennt; denn langsam reift in seinem Busen verschlossen Gedank' und Entschluß, den die glückliche Gegenwart des Liebenden leicht entwickelt“ [5]).

---

[1]) An v. Müller 11. Juli 1828. Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Frankfurt a. M. 1840, S. 82.

[2]) IV, 33, 239 an Zelter 20. September 1820.

[3]) Faust II, Vers 9376 (I, 15, 1, 214).

[4]) An Schultz 24. September 1817, IV, 28, 261 f.

[5]) Um 1780, „Iphigenie in Tauris“ 4. Akt, 4. Auftritt, I, 39, 382.

„Wie köstlich ist des gegenwärt'gen Freundes
Gewisse Rede, deren Himmelskraft
Ein Einsamer entbehrt und still versinkt.
Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen,
Gedank' ihm und Entschluß; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte sie leicht" [1]).

Die Unmittelbarkeit der Beziehung von Mensch zu Mensch hebt er dabei als besondere Schönheit hervor:

Was ist denn aber beim Gespräch,
Das Herz und Geist erfüllet,
Als daß ein echtes Wortgepräg'
Von Aug' zu Auge quillet [2]).

So setzt er die einfache Rede auch über den Gesang: „Das Verdienst der schönen menschlichen Rede, wie mir Goethe jüngst sehr schön dartat, übertrifft weit die des Gesanges. Es ist ihm nicht zu vergleichen; seine Abwechselungen und Mannigfaltigkeiten sind für das Gemüt unzählig. Ja der Gesang selbst muß auf die simple Sprache zurückkehren, wenn er höchst bedeutungsvoll und rührend werden soll; dies haben auch schon alle große Componisten bemerkt" [3]). Besonders häufig aber vergleicht er das Sprechen mit der danach häufigsten Art der Mitteilung, mit dem Schreiben, wobei jenes weit besser wegkommt. Dabei erkennt er zunächst nur einmal letzterem einige wenige Vorzüge zu, als er F. A. Wolf gegenüber die

[1]) 1786, „Iphigenie auf Tauris" 4. Akt, 4. Auftritt, Vers 1623 ff.

[2]) 1830. I, 3, 155.

[3]) Mit Knebel 16. Mai 1810, Biedermann II, S. 315.

beiderseitigen Vorteile abwägt: „Sie haben die Leichtigkeit sich mitzuteilen, es sei mündlich oder schriftlich. Jene erste Art hatte bisher einen größeren Reiz für Sie und mit Recht. Denn bei der Gegenwirkung des Zuhörers gelangt man eher zu einer geistreichen Stimmung als in der Gegenwart des geduldigen Papiers[1]). Auch ist die beste Vorlesung oft ein glückliches Impromptu, eben weil der Mund kühner ist als die Feder. Aber es tritt eine andere Betrachtung ein. Die schriftliche Mitteilung hat das große Verdienst, daß sie weiter und länger wirkt als die mündliche, und daß der Leser schon mehr Schwierigkeiten findet, das Geschriebene nach seinem Modul umzubilden, als der Zuhörer das Gesagte"[2]). Nur zwanzig Jahre später kommt er noch einmal zu demselben Ergebnis, indem er der mündlichen und schriftlichen Mitteilung sowohl Mängel wie Verdienste zuerkennt: „Über die wichtigsten Angelegenheiten des Gefühls wie der Vernunft, der Erfahrung wie des Nachdenkens soll man nur mündlich verhandeln. Das ausgesprochene Wort ist sogleich tot, wenn es nicht durch ein folgendes, dem Hörer gemäßes am Leben erhalten wird. Man merke nur auf ein geselliges Gespräch! Gelangt das Wort nicht schon tot zu dem Hörer, so ermordet er es alsogleich durch Widerspruch, Bestimmen, Bedingen, Ablenken, Abspringen und wie die tausendfältigen Unarten des Unterhaltens auch heißen mögen. Mit dem Geschriebenen ist es noch schlimmer. Niemand mag

[1]) Zum Gedanken vergl. S. 25, Anm. 5 u. S. 26, Anm. 1.
[2]) An F. A. Wolf 28. November 1806, IV, 19, 236.

lesen als das, woran er schon einigermaßen gewöhnt ist; das Bekannte, das Gewohnte verlangt er unter veränderter Form. Doch hat das Geschriebene den Vorteil, daß es dauert und die Zeit abwarten kann, wo ihm zu wirken gegönnt ist“ [1]). „Was man mündlich ausspricht, muß der Gegenwart, dem Augenblick gewidmet sein; was man schreibt, widme man der Ferne, der Folge“ [2]). Jedenfalls ist das Schreiben schwieriger und stellt größere oder andere Anforderungen: „Meine Gedanken über den Idris und den Brief an Riedeln über den Ugolino, über Weißens ‚Großmut für Großmut‘, über die Abhandlung von Kupferstichen aus dem Englischen sind zwar zum Erzählen ganz erträglich, zum Schreiben noch lange nicht ordentlich, nicht richtig genug“ [3]). Er hat hier wohl noch die Lehren Gellerts aus Leipzig frisch im Gedächtnis, der da sagt: „Man hat mehr Zeit, wenn man schreibt, als wenn man spricht. Man kann also, ohne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas sorgfältiger in der Wahl seiner Gedanken und Worte sein. Was geschrieben ist, wird genauer bemerkt, als was man bloß hört“ [4]). Mit folgenden Worten lädt der Dichter zu einer Vorstellung des Singspiels „Die Fischerin“ ein:

Und wenn du nun, wie man durch einen Blick
Zum Händedruck, durch den zu einem Kuß

---

[1]) Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 192 f., Nr. 891; Juli 1826.

[2]) Ebenda Nr. 892.

[3]) An Oeser 24. November 1768, IV, 1, 181.

[4]) Gellert, „Praktische Abhandlung“ 1751, S. 6 (Leipzig, Wendler, 1758).

Gelockt wird, es durch diese Blätter wirst,
Zu sehn, was man gedruckt nicht lesen kann,
Weil es gespielt und nicht gesprochen wird,
Auch wohl gesprochen wird, doch schlecht geschrieben
Sich ausnimmt, o so komm . . .[1]).

Im allgemeinen steht das Schreiben weit hinter dem Sprechen zurück. So erscheint ihm im Anfang seines west-östlichen Divans der allgemeine Gebrauch des gesprochenen Wortes als eines der Lockmittel, durch die er den Leser auffordert:

Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchen-Luft zu kosten . . .
Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war[2]).

Am bestimmtesten und schärfsten wird der Vorzug des Sprechens hervorgehoben, als er von seiner Wirkung als Märchenerzähler in Sesenheim berichtet. Er will zunächst den Gegensatz zwischen dem Eindruck des Hörens und Lesens erklären: „Sollte jemand künftig dieses Märchen gedruckt lesen und zweifeln, ob es eine solche Wirkung habe hervorbringen können, so bedenke derselbe, daß der Mensch eigentlich nur berufen ist, in der Gegenwart zu wirken", und fährt dann fort: „Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Mensch wirkt alles, was er vermag auf den Menschen, durch seine Persönlichkeit"[3]). Ist so das Sprechen wirkungsvoller

[1]) An Caroline Herder 17. Juli 1782, IV, 6, 9.

[2]) West-östlicher Divan, Buch des Sängers, Hegire I, 6, 5.

[3]) Dichtung und Wahrheit 10. Buch, I, 27, 373; zum Gedanken vergl. S. 25, Anm. 5 u. S. 26, Anm. 1.

als das Lesen, so kann es auch für bedeutsamer als jede andere Art von Tätigkeit gelten und also bei der Beurteilung schwerer ins Gewicht fallen. In diesem Sinne ist wohl die ohne Zusammenhang im Tagebuch seiner Schweizerreise vom Jahre 1797 stehende Bemerkung zu verstehen: „Betrachtung, daß der Mensch die Rede eigentlich für die höchste Handlung hält, sowie man vieles tun darf, was man nicht sagen soll“ [1]). Sie entsprechen dann in ihrer Hervorhebung der besonderen Wichtigkeit des Aussprechens gegenüber dem bloßen Tun den bekannten Worten des Mephistopheles zu Faust:

> Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
> Was keusche Herzen nicht entbehren können [2]).

Insbesondere dem Schreiben stellt er das Sprechen als die beste Art der Mitteilung noch in folgenden Stellen gegenüber: „Wenn nur das Schreiben nicht so eine halbe Sache wäre. Acht Tage Gegenwart würde ein schöner Genuß, ein schöner Vorteil sein“ [3]). „Von manchem möchte ich Sie unterhalten und Sie über manches fragen; aber das Unreife ist für das Gespräch und nicht für den Briefwechsel, die Rede löst so leicht jeden Irrtum auf, der durch die Schrift gleichsam erst recht konsolidiert wird“ [4]). „Wenn ich genötigt wäre, diese (Farben-)Lehre nur zwei halbe Jahre öffentlich zu lesen, so wäre alles getan; aber

---

[1]) 19. September 1797, III, 2, 155 = I, 34, 1, 368.
[2]) Faust I, Vers 3295 f. (I, 14, 166).
[3]) An Kayser 5. Mai 1786, IV, 7, 217.
[4]) An Lichtenberg 26. Dezember 1796, IV, 11, 298.

die Gelehrsamkeit auf dem Papiere und zum Papiere hat gar zu wenig Reiz für mich“ [1]). „Nicht aus Büchern, sondern durch lebendigen Ideentausch, durch heitere Geselligkeit müßt ihr lernen“ [2]). Was er gerade aus diesem Grunde bei Niebuhrs Tode verloren hat, spricht er in folgender Klage aus: „So ist denn außer dem wirklichen Nutzen, den ich aus dem Buche [der römischen Geschichte] gezogen, alles weggeschwunden, was durch Mitteilung und gegenseitige Teilnahme eigentlich erst ein anmutiges Leben im Wissen bewirken wollte“ [3]). Dahin gehört auch der ironische Rat des Mephistopheles:

Doch Euch des Schreibens ja befleißt,
Als diktiert' Euch der heilig' Geist!

Schüler:

Das sollt Ihr mir nicht zweimal sagen!
Ich denke mir, wieviel es nützt;
Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen [4]).

Umgekehrt rühmt er das Sprechen: „Da die Sprache das Organ gewesen, wodurch ich mich während meines Lebens am meisten und liebsten den Mitlebenden mitteilte, so ...“ [5]). „Eine mündliche Unterhaltung von

---

[1]) An Knebel 12. Januar 1798, IV, 13, 18.

[2]) Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller ed. Burkhardt, 6. März 1818.

[3]) An Savigny 21. Oktober 1831, Goethes Briefe ed. Stein 8, 351.

[4]) Faust I, Vers 1962 ff. (I, 14, 92).

[5]) An Schultz 11. März 1816, IV, 26, 289.

Stunden vergleicht sich ja mit der tausendfachen Zeit einer Mitteilung aus der Ferne“ [1]). „Denn das ist's doch eigentlich, was uns so oft bei brieflicher Unterhaltung zu mangeln anfängt, eine und wäre es auch nur augenblicklich aufgefrischte Gegenwart“ [2]). „Wie sehr dasselbe [ein Schreiben des neuen Großherzogs an Goethe] mich erquickend aufregte, wie dankbar ich anerkennen muß, solches von der Hand eines so werten, längst geschätzten, geliebten Mannes zu erhalten, hoffe ich bald mündlich mit kräftigern Worten ausdrücken zu können“ [3]). Darum reicht auch eine schriftliche Mitteilung in wichtigen Fällen nicht aus: „Dagegen vermelde Ottilien, daß ich ihr soviel zu sagen habe, wozu Prosa und Verse nicht hinreichen, daß ich mir also eine andere Sprache ausdenken muß. Einen Flug nach Weimar darf ich nicht wagen. ... Wenn du es einrichten könntest, nächsten Donnerstag hier zu sein, so wäre es höchst vorteilhaft“ [4]). Ähnlich heißt es:

> Wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln
> Geschrieben sich so seltsam aus [5]).

„Akademica nehmen sich schwarz auf weiß immer schlecht aus“ [6]). „Nun war damals die Vossische Übersetzung der Ilias an der Tagesordnung und über

---

[1]) An v. Esenbeck 29. Januar 1824, IV, 38, 38.

[2]) An Reinhard 5. Juli 1824, IV, 38, 185.

[3]) An v. Beulwitz 28. Juli 1828, Goethes Briefe ed. Stein 8, 234.

[4]) An August v. Goethe, Jena 29. September 1820, IV, 33, 270 f.

[5]) Um 1815, „Vorklage“ I, 1, 11.

[6]) An v. Voigt 2. Januar 1818, IV, 29, 3.

die Lesbarkeit und Verständlichkeit derselben mancher Streit, daher ich denn nach alter Überzeugung, daß Poesie durch das Auge nicht aufgefaßt werden könne, mir die Erlaubnis ausbat, das Gedicht vorzulesen“ [1]).

Schicke dir hier den alten Götzen,
Magst ihn nun zu deinen Heiligen setzen,
Oder magst ihn in die Zahl
Der Ungeblätterten stellen zumal.
Hab's geschrieben in guter Zeit,
Tags, Abends und Nachts Herrlichkeit,
Und find' nicht halb die Freude mehr,
Da nun gedruckt ist ein ganzes Heer [2]).

Es fehlt dann eben überall an der frischen Unmittelbarkeit, an der persönlichen Note. Darum ist auch dasjenige Schreiben und Druckenlassen das beste, das dem Sprechen möglichst nahe kommt. Dieser Gedanke ist ihm wohl zum ersten Male durch seinen Lehrer Gellert in Leipzig entgegengetreten, der ihn vor allem als wichtig betont in seiner „Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“ im Jahre 1751. So spricht er gleich in der Vorrede von seiner „Absicht, junge Leute zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern“ [3]). Dann sagt er im Anfang der „Abhandlung“ selbst: „Das erste, was uns bei einem Briefe einfällt, ist dieses, daß er die Stelle eines Gespräches vertritt.“ ... „Er vertritt

[1]) „Die Freitagsgesellschaft“. Eine Erläuterung zum Briefwechsel mit Schiller, geschrieben am 30. Dezember 1824. Goethe-Jahrbuch XIX, 15.

[2]) An Gotter Juni (?) 1773, IV, 2, 93 ff.

[3]) Gellert a. a. O. (siehe S. 28, Anm. 4) S. 2.

die Stelle einer mündlichen Rede." „Er ist eine freie Nachahmung des guten Gespräches" [1]). So sagt er [der Dichter] auch am Schluß des Bruchstückes seines Reisetagebuches vom Jahre 1775: „Heut Abend bin ich kommunikativ, mir ist, als redet' ich mit Leuten, da ich das schreibe" [2]). „Schreiben und Sendung, mein Teuerster, hat mich höchlich erfreut. Was aus innerem Triebe treulich liebevoll arbeitet und mitteilt, darf an reiner Aufnahme nicht zweifeln. So haben Sie mich durch Ihre römische Geschichtsepoche ganz eigentlich gefördert, indem ich bei Veranlassung der v. Knebel'schen Übersetzung des Lukrez mich in der Zeit aufhalte, die der, welche Sie betrachten, unmittelbar vorausgeht; suche ich mich also in Ihren Sinn recht eigentlich zu finden und übertrage Ihre Ansichten nur einige Schritte rückwärts, so bringt es gar viel Vorteil; denn es ist einer mündlichen Unterredung zu vergleichen" [3]). Dies letztere glaubt er am besten zu erreichen, wenn er, statt selbst zu schreiben, diktiert, d. h. mit dem abwesenden Freunde spricht: „. . . so sage ich, daß seit 14 Tagen ich von einem rheumatischen Übel befallen worden, wo ich zu jedem Geschäft untauglich und durchaus unmutig, die Gegenwart eines Freundes herbeirief, mich mit ihm zu unterhalten; dieses geschah nun dictando wie vorsteht" . . .[4]). Daß diese lebendig vorgestellte Gegenwart des Angeredeten auch mißliche Folgen haben kann, gesteht

[1]) Gellert a. a. O. S. 3.
[2]) „Reisetagebuch" 30. Oktober 1775, III, 1, 10.
[3]) An Rochlitz 22. April 1822, IV, 36, 25.
[4]) An Zelter 13. März 1822, IV, 35, 287.

er: „Wenn ich nur jemanden hätte, der meine Briefe, wenn sie fertig diktiert sind, gleich expedierte. Aber gar oft, wenn die Reinschrift mir vorliegt, gefallen sie mir nicht mehr, weil sich indeß meine Stimmung verändert hat. Während ich diktiere, denke ich mir die Personen, an die ich schreibe, als gegenwärtig, überlasse mich naiver Weise dem Eindruck des Moments und meinem Gefühl; später aber vermisse ich jene Gegenwart und finde nun manches absurd und unpassend für den Abwesenden“ [1]). Diese später zur stehenden Gewohnheit gewordene Mitteilungsart entschuldigt er in früheren Zeiten aus besonderen Umständen: „Und verzeihen mir, daß ich diesen Brief nicht eigenhändig geschrieben. Um öfters mit dem, was mir obliegt, bei ungleichen Zuständen des Geistes und Körpers fertig zu werden, muß ich zum Diktieren meine Zuflucht nehmen“ [2]). Am ausführlichsten verbreitet er sich über diese besondere Art der Unterredung mit entfernten Personen in einem Schreiben an die Gräfin O'Donell: „Nach dieser Klage muß ich mit der Entschuldigung einer andern wunderlichen Idiosynkrasie hervortreten, die Sie schon vor Augen haben, daß ich mich nämlich zu dem Gegenwärtigen einer fremden Hand bediene. Alle meine Freunde haben mich verwöhnt, so daß aus einem Mangel eine Gewohnheit, und aus der Gewohnheit eine Untugend geworden ist. Ich bin niemals zerstreuter, als wenn

---

[1]) Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller ed. Burkhardt, 11. Januar 1830.

[2]) An v. Diede 6. März 1781, IV, 30, 15.

ich mit eigener Hand schreibe: denn weil die Feder nicht so geschwind läuft, als ich denke, so schreibe ich oft den Schlußbuchstaben des folgenden Worts, ehe das erste noch zu Ende ist, und mitten in einem Komma fange ich den folgenden Perioden an; Ein Wort schreibe ich mit dreierlei Orthographie, und was die Unarten alle sein mögen, deren ich mir recht wohl bewußt bin, und gegen die ich auch im äußersten Notfall zu kämpfen mich unterwinde; nicht zu gedenken, daß äußere Störung mich gleich verwirren und meine Hand wohl dreimal in Einem Brief abwechseln kann. So ist mirs mit Vorstehendem gegangen, daß ich zweimal zu schreiben anfing, absetzte und schlecht fortsetzte; jetzt entschließ' ich mich zu diktieren, es ist, als wenn ich mit Ihnen spräche, und die Erinnerung Ihrer Persönlichkeit, Ihrer Gestalt, Ihres freundlichen Wesens gibt mir keine Zerstreuung, weil Sie es ja sind, zu der ich mich wende, indem ich dies ausspreche" [1]). Ähnlich, nur mit neuen Gründen für die Abneigung gegen das Schreiben äußert er sich gegen eine Dame: „Fahren Sie fort, mir manches zu verzeihen, sowie auch dieses, daß ich durch eine fremde Hand schreibe. Wenn ich im Zimmer auf und ab gehe, mich mit entfernten Freunden laut unterhalten kann und eine vertraute Feder meine Worte auffängt, so kann etwas in die Ferne gelangen. Mich hinzusetzen und selbst zu schreiben, hat etwas Peinliches und Ängstliches, das mir den guten Humor, ja ich möchte beinahe sagen, die Vertraulichkeit lähmt" [2]).

[1]) An Gräfin O'Donell 24. November 1812, IV, 23, 167 f.

[2]) An Dorothea v. Knabenau 14. Oktober 1804, IV, 20, 179.

Ebenso heißt es fast zehn Jahre später: „Ew. Excellenz verzeihen, daß ich so redselig werde! Es ist nicht bloß die jenaische Einsamkeit, die mich nach außen gesprächig macht, sondern ich tue mir dabei etwas zu gute, daß ich mich schreibend (oder vielmehr diktierend) gegen Hochdieselben als wie in der Gegenwart verhalte“ [1]). „Ist mir doch, indem ich dies diktiere, als wenn Sie mich wieder auf den Stuhl gebannt und ... zu angenehmer Unterhaltung gefesselt hätten“ [2]). So kann denn der Brief als die reife Frucht eines längeren geistigen Gespräches mit jemandem erscheinen. „Ich kann nicht ausdrücken, wie mich das Hinscheiden unseres Niebuhrs [2. Januar 1831] angegriffen hat. ... Vor 3 Wochen erhielt ich einen treuen, verständig-wohlwollenden, belehrenden Brief von ihm und habe mich tagtäglich mit dem zweiten Teile römischer Geschichte neuester Ausgabe beschäftigt und in anhaltendem geistigen Gespräch mit ihm einen Brief, den ich an ihn senden wollte, vorbereitet. Nun muß ich das für mich allein durcharbeiten“ [3]). So braucht er einmal statt „Korrespondenz“ (oder ähnliches) das Wort „Briefgespräch“ und gibt damit einen bezeichnenden Beitrag zur Verdeutschung dieses Fremdwortes [4]). Eine Bestätigung dieser Ansicht und zugleich ein Ausdruck eines besonderen Vorteils des Diktierens sogar vor dem Sprechen selber liegt in dem zahmen Xenion:

---

[1]) An v. Sternberg 26. September 1821, IV, 35, 116.

[2]) An J. C. Stieler 26. Januar 1829, IV, 45, 136.

[3]) An Adele Schopenhauer 10. Januar 1831, Goethes Briefe ed. Stein 8, 330.

[4]) An Sartorius 26. September 1822, IV, 36, 173.

Da ich viel allein verbleibe,
Pflege weniges zu sagen;
Da ich aber gerne schreibe,
Mögen's meine Leser tragen!
Sollte heißen: gern diktiere,
Und das ist doch auch ein Sprechen,
Wo ich keine Zeit verliere;
Niemand wird mich unterbrechen [1]).

In den letzten Zeilen liegt einer der Gründe, der ihm im Laufe der Jahre gegen das Ende des Lebens das Diktieren nicht bloß lieber als das Schreiben, sondern sogar lieber als die früher vor den schriftlichen Äußerungen so gepriesene mündliche Unterhaltung machte. Ein anderer Grund zu dieser Wandlung im Alter ist Mißverständnis auf seiten des Hörenden: „Solchen [tüchtigen Menschen] muß man ein schriftlich gutes Wort gönnen, aussprechen und auf dem Papier hinterlassen. Das ist die Gemeinschaft der Heiligen, zu der wir uns bekennen. Mit den Lippen mag ich nur selten ein wahres, grundgemeintes Wort aussprechen. Gewöhnlich hören die Menschen etwas anderes, als was ich sage, und das mag denn auch gut sein" [2]). Aus einem besonderen Anlaß teilt er sogar die Stoffe ein in solche, die sich für den mündlichen, und in solche, die sich für den schriftlichen Verkehr eignen. Der in der Nacht zum 22. März 1825 erfolgte Brand des Theaters, der ihn aufs tiefste erschütterte, und seine dringende Beschäf-

[1]) 1827; I, 3, 351.

[2]) 18. Juni 1831 bei Döring, Goethes Briefe S. 482, Spalte b.

tigung mit der Herausgabe seiner Werke läßt ihn seine Freunde bitten, seine schon früher vorhandene Neigung, sich über geschäftliche Dinge lieber nur schriftlich zu unterhalten, zu unterstützen, um die mündliche Unterhaltung mit „freiem Geiste" genießen zu können: „Die letzten verwirrenden Ereignisse und die in demselben Moment mir auferlegte präclusive Pflicht, der Herausgabe meiner Werke ernstlich vorzustehen, nötigt mich, meine Freunde um eine besondere Gefälligkeit zu bitten, da ich mit Zeit und Kräften allerdings zu ökonomisieren habe. Ich wünsche nämlich von allem, was Geschäft ist, mich schriftlich zu unterhalten, wie ich solches mit Herrn Staatsminister von Voigt viele Jahre fortzusetzen das Glück hatte; wobei in gar manchem Sinne gewonnen wird und ein freundschaftliches Mittagsmahl, mit freiem ungetrübten Geiste von Zeit zu Zeit genossen, desto erquicklicher werden kann. Auch wünschte vor einem geneigten Besuch gefällige Anmeldung, weil das, was ich jetzo vor allen Dingen vorzunehmen habe, ununterbrochene Aufmerksamkeit fordert. Wird mir dieses gewährt, so bleib ich aufs neue meinen so treulich Teilnehmenden dankbar verpflichtet"[1]).

In seinen letzten Lebensjahren ist diese Abneigung gegen das Gespräch immer stärker hervorgetreten: „Man mache es in späteren Jahren schriftlich wie in früheren bei persönlichem Umgang; ein bischen Hin- und Widerreden, auch Klatschen (wenn du willst) kann nicht schaden"[2]).

[1]) An Friedrich v. Müller 26. März 1825, IV, 39, 155.
[2]) An Zelter 11. April 1825, IV, 39, 182.

Sage, warum dich die Menschen verlassen?
Glaubet nicht, daß sie mich deshalb hassen.
Auch bei mir will sich die Lust verlieren
Mit irgend jemand zu konversieren [1]).

„Da ich nicht mehr hören und nicht mehr sprechen mag, so lasse ich immerfort drucken [2]), und das kommt denn doch zuletzt auch meiner Pflicht gegen entfernte Freunde zu gute" [3]). „Hören und Reden mag ich nicht mehr, sondern vertraue, wie des Königs Midas Barbier, meine Geheimnisse den verräterischen Blättern" [4]). „Die Welt hat nichts von mir, als was sie schwarz auf weiß sehen kann" [5]). „Auch jetzo muß ich mich zusammen nehmen und die Türe schließen, wenn ich meine Gedanken in die Ferne brieflich in Worte fassen will" [6]). Dabei erinnert er sich an eine „alte Wahrheit", die er selbst beim Vergleich zwischen Sprechen und Schreiben ausgesprochen hatte (S. 27), noch einmal mit Freuden: „Lassen Sie mich aussprechen, wieviel der Augenblick auf diese Weise [nämlich durch Briefschreiben] durch ein bezeichnendes

[1]) Zahme Xenien IV, I, 3, 288, Vers 833 ff. (1826).

[2]) Auf das Gedruckte verweist er, wenn ihm die Anforderungen auf dem Gebiete des Briefschreibens einmal zu groß werden: „Wirkung in die Ferne durch briefliche Unterhaltung wird mir immer schwerer, und ich muß wünschen, daß abwesende Freunde mögen recht ernstlichen Teil nehmen an dem, was ich gedruckt mitteile" (an Schubart 22. Oktober 1822, IV, 36, 187).

[3]) An Reinhard 31. Januar 1822, IV, 35, 252.

[4]) An Zelter 5. Februar 1822, IV, 35, 261.

[5]) An Zelter 2. Januar 1829, IV, 45, 102.

[6]) Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard 2. März 1827, S. 282.

Wort festgehalten, für die Ferne sowie in der Folge wert sei. Ich fühle diese alte Wahrheit jetzt recht lebhaft" [1]).

Fassen wir das letzte von S. 22 an zusammen: Die Sprache als Verstandesorgan erscheint ihm unvollkommen, als Mitteilung von Herz zu Herz hat er sie immer sehr hoch geschätzt. In der Form des Gespräches zieht er sie wegen der unmittelbaren lebendigen Wirkung dermaßen vor, daß er ihr diese Gestalt möglichst auch beim Schreiben durch Diktieren gibt. Aus persönlichen Gründen zieht er im Alter diese briefliche Mitteilung wichtiger Gedanken sogar der mündlichen vor, wobei ihn der auch schon früher ausgesprochene Vorzug der nachhaltigen, unverfälschten Wirkung des Schreibens vor dem Sprechen mitbestimmt.

c.

Die Unvollkommenheit der Sprache hängt nun auch damit zusammen, daß sie nach Goethes Ansicht an und für sich nichts, sondern nur ein willkürlich gebrauchtes Werkzeug des Geistes ist: „Der Sprache liegt zwar die Verstandes- und Vernunftsfähigkeit des Menschen zum Grunde, aber sie setzt bei dem, der sich ihrer bedient, nicht eben reinen Verstand, ausgebildete Vernunft, redlichen Willen voraus. Sie ist ein Werkzeug, zweckmäßig und willkürlich zu gebrauchen" [2]). „Nicht die Sprache an und für sich ist

[1]) Briefe Goethes an Soret S. 27, 1. August 1828.

[2]) „Ferneres über Mathematik und die Mathematiker" II, 11, 97 = Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 268 f., Nr. 1287 (1826).

richtig, tüchtig, zierlich, sondern der Geist ist es, der sich darin verkörpert“ [1]). Umso größer ist daher die Gewalt des dichterischen Genius über sie, besonders, wenn sie noch in der Entwicklung begriffen ist. „Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußeren Technik, oder was sonst will, entgegenstehen, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunkeln und trüben Elemente oft herrlicher, als es später im klaren vermag“ [2]). Ähnlich urteilt er von einer ausgebildeten Sprache, „daß ein Gegenstand, so oft er auch behandelt, eine Sprache, wenn sie auch Jahrhunderte lang durchgearbeitet worden, immer wieder frisch und neu erscheinen, sobald ein frischer jugendlicher Geist sie ergreifen, sich ihrer bedienen mag“ [3]). Dasselbe gilt von der Wortbildung im besonderen: „Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe“ [4]). In demselben Sinne tadelt Ruckstuhl in dem Aufsatz über die „Ausbildung der deutschen Sprache“, der ja Goethes Meinung vollständig wiedergibt (siehe S. 104 f.), die „bewußten Wörterfabrikanten“, denen gegenüber er die Forderung des „bewußtlosen Erschaffens der Wörter“ [5])

[1]) Schriften der Goethegesellschaft 21, 132, Nr. 610.

[2]) „Des Knaben Wunderhorn“ besprochen 1806; I, 40, 356.

[3]) „Klassiker und Romantiker in Italien“ 1820; I, 41, 1, 143.

[4]) „Deutsche Sprache“ 1816; I, 41, 1, 116.

[5]) S. 71, Zl. 10 ff.

setzt. In diesem Zusammenhange ist denn auch der Sinn folgenden kleinen Gedichtes nicht zu verkennen:

Sprache.

Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrabener Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwert,
Und über Nachbarn Ruhm [1]).

Der Gedanke erklärt sich am besten durch Vergleichung folgender ungefähr gleichzeitig geschriebener Briefstelle: „Drein greifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft" [2]). Ob reich, ob arm die Sprache sei, die Sorge ist eitel; wenn nur ihre Schätze nicht vergraben werden oder im Arsenal verrosten! Auf den richtigen Gebrauch durch den „Meister" kommt alles an. Ohne Frage hat der junge Genius dabei an sich und an seine Muttersprache gedacht, von der der nächste Hauptabschnitt handeln soll. — Ein solcher Sprachgenius kann sogar ein Volk einen: „Und so werden Sie erleben, daß Wert und Würde unserer Ahnherren rein und schön aus der eigenen Sprache hervortreten; denn es ist wahr, was Gott im Koran sagt: Wir haben keinem Volk einen Propheten geschickt als in seiner Sprache. Und so sind denn die Deutschen erst ein Volk durch Luthern geworden" [3]).

---

[1]) I, 2, 256 (1773).

[2]) An Herder Juli 1772, IV, 2, 15. Vergl. Lyon, Goethes Verhältnis zu Klopstock S. 124, Anm. 2.

[3]) An Blumenthal 28. Mai 1819, IV, 31, 160.

d.

Schließlich kann die Sprache aber auch mittelbaren Zwecken dienen; die Beschäftigung mit ihr hat erzieherischen, bildenden Wert. Dies führt er in der Beschreibung der „pädagogischen Provinz" aus, in der Goethe seine Erziehungsideale mitteilt: „Wilhelm . . . wünscht zu erfahren, worin man die Zöglinge sonst noch zu üben pflege, um zu verhindern, daß bei so wilder, gewissermaßen roher Beschäftigung, Tiere nährend und erziehend, der Jüngling nicht selbst zum Tiere verwildere. Und so war ihm denn sehr lieb zu vernehmen, daß gerade mit dieser gewaltsam und rauh scheinenden Bestimmung die zarteste von der Welt verknüpft sei, Sprach-Übung und Sprach-Bildung." Einer bestimmten einzelnen Sprache wird dabei übrigens kein besonderer Wert beigelegt (höchstens dem Italienischen wegen seines Melodienreichtums die Kraft, die Langeweile beim Hüten zu vertreiben, siehe S. 212, Anm. 2), die Jünglinge haben sich vielmehr in allen möglichen Sprachen zu üben; „damit jedoch keine babylonische Verwirrung, keine Verderbnis entstehe, so wird das Jahr über, monatweise nur Eine Sprache im allgemeinen gesprochen" [1]).

[1]) Wilhelm Meisters Wanderjahre 2. Buch, Kap. 8. I, 25, 1, S. 3 u. 5.

Zweiter Abschnitt

Die deutsche Sprache

Wir wollen hierbei beginnen mit einer Erscheinung, die großes Aufsehen erregt und Anlaß zum Tadel gegen den Dichter gegeben hat: seine Vorwürfe gegen die deutsche Sprache. „Dann las ich zur Abwaschung und Reinigung einiges Griechische. Davon geb' ich Ihnen in einer unmelodischern und unausdrückendern Sprache wenigstens durch meinen Mund und Feder auch Ihr Teil." Und am Schluß des Briefes: „Ich hätte fast Lust, damit Sie noch was Menschliches hörten, Ihnen das leere Blatt mit Übersetzungen aus dem Griechischen auszufüllen"[1]). „Der gute Kayser dauert mich nur, daß er seine Musik an diese barbarische Sprache verschwendet"[2]). „Hätte ich die italienische Sprache in meiner Gewalt wie die unglückliche deutsche"[3]). Als er die Komposition seiner Oper „Scherz, List und Rache" mit Kayser durchgeht, spricht er von „prosaischen Deutschen"[4]), deren

[1]) An Ch. v. Stein 8. September 1780, IV, 4, 283.
[2]) An Ch. v. Stein 26. Januar 1786, IV, 7, 171.
[3]) An Kayser 5. Mai 1786, IV, 7, 217.
[4]) An Kayser 18. Oktober 1789, IV, 9, 157.

Sprache sich nicht für die Rezitation eigne. Dazu gesellen sich einige Stellen aus den Venezianischen Epigrammen aus dem Jahre 1790:

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Öl gemalt, in Ton hab' ich auch manches gedrückt,
Unbeständig jedoch und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst [1]).

Ferner:

Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen; denn meist will es mit vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt [2]).

Und sicher im ähnlichen Sinne:

Denn ich Deutscher, ich bin übel als Dichter geplagt [3]).

Schon allein die Tatsache, daß diese verwerfenden Urteile sämtlich aus dem einen Jahrzehnt von 1780 bis 90 stammen, sollte uns vor einer Verallgemeinerung des Urteils bewahren; Goethe hat sich also nur in einem ganz bestimmten Zeitraume so stark gegen seine Muttersprache ausgesprochen, und nur einmal wie ein schon viel milderer Nachklang erscheinen in einer etwas späteren Zeit die Worte: „In so einer wunderlichen Sprache, wie die deutsche ist, bleibt freilich immer etwas zu wünschen übrig" [4]). Diese scharfe

[1]) I, 1, 314.
[2]) I, 1, 325.
[3]) I, 1, 440, Lesarten.
[4]) An Schiller 15. Dezember 1795, IV, 10, 348.

zeitliche Umgrenzung des Tadels muß ihren besonderen Grund haben; er ergibt sich aus den angeführten Stellen von selbst: In den Briefen aus den Achtzigerjahren ist es außer der griechischen Sprache hauptsächlich der Gegensatz zur italienischen, der ihm solch harte Worte in den Mund legt. Dieser Gegensatz ist ihm aus zwei Gründen so empfindlich. Wie wir aus dem Abschnitte über die Beziehungen der deutschen Sprache zur italienischen (S. 215 ff.) sehen werden, trug er sich in diesen Jahren lebhaft mit dem Gedanken, das Singspiel nach italienischem Vorbilde in Deutschland einzuführen. Bei diesem Versuche stieß er auf mannigfachen Widerstand, nicht zum wenigsten auf den, der nach seiner Ansicht in dem spröden unmelodischen Wesen der deutschen Sprache im Gegensatz zur italienischen lag; daß eben nur diese der deutschen Sprache nachteilige Eigenschaft im Grunde der Anlaß zu seinem vorübergehenden Unmute war, wird aus der Zusammenstellung der Urteile über die in dieser Beziehung hochgeschätzte italienische Sprache (S. 213 ff.) hervorgehen. Zu diesem Ärger, seine Muttersprache zu einem bestimmten Zwecke nicht bereit zu finden, kommen nun zweitens zur Zeit der Venezianischen Epigramme im Jahre 1790 noch ganz besondere, eben auch nur für diese Zeit und diese Verhältnisse passende Verstimmungen hinzu. Er war nämlich dies Jahr nicht gern nach Italien gereist, harrte mit Ungeduld auf die Ankunft der Herzogin-Mutter Amalia, auf die er warten sollte[1]), und sehnte sich wieder nach

[1]) „Rückkehr der Herzogin Mutter aus Italien. Meine Reise bis Venedig, ihr entgegen. Sie bleibt länger aus,

seiner ihm durch Christiane Vulpius gemütlich gestalteten Häuslichkeit: „In Gesellschaft Durchlaucht der Herzogin werde ich manches wiedersehen. . . . Wenn ich nur auch diese vergangene sechs Wochen einen Freund oder eine Freundin bei mir gehabt hätte! Unter anderen löblichen Dingen, die ich auf dieser Reise gelernt habe, ist auch das: daß ich auf keine Weise mehr allein sein und nicht außerhalb des Vaterlandes leben kann. . . . Mein sehnlichster Wunsch ist, Weimar bald wiederzusehen und die schöne Jahreszeit mit meinen Freunden zuzubringen“ [1]). Deshalb wünscht er auch mit Ungeduld die Herzogin herbei: „Ich freue mich unaussprechlich, Sie bald hier am Rialto endlich wiederzusehen“ [2]). „Meine Gesinnungen sind häuslicher, als Sie denken.

Weit und schön ist die Welt, doch o wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beschränkt zierlich mir eigen gehört.
Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt“ [3]).

Und auf der Heimreise schreibt er: „Sehnlich verlange ich nach Hause. Ich bin ganz aus dem Kreise

---

als bestimmt war. Mein längerer Aufenthalt daselbst. Epigramme.“ (Schemata zur Fortsetzung von „Dichtung und Wahrheit“ 1810, Goethe-Jahrbuch XXVIII, 15.)

[1]) An Ch. v. Kalb, Venedig 30. April 1790, IV, 9, 202 f.

[2]) An die Herzogin Amalia, Venedig 2. Mai 1790, IV, 9, 203.

[3]) An Caroline Herder, Venedig 4. Mai 1790, IV, 9, 205.

des italienischen Lebens gerückt“ [1]). Wie sehr ihn diese vorübergehende Stimmung seinem sonstigen Wesen entfremdet hatte, sehen wir auch aus einem Venezianischen Epigramme, indem er sich in seinem augenblicklichen Unmute sogar dazu versteigt, seine eigentliche Bestimmung zu verleugnen und die Dichtkunst von sich zu weisen, und sich zum Naturforscher geschaffen glaubt:

„Mit Botanik gibst du dich ab? mit Optik? was tust du?
Ist es nicht schönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?“
Ach die zärtlichen Herzen! ein Pfuscher vermag sie zu rühren;
Sei es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur! [2])

In dieser Periode der Verkennung seines eigentlichen Berufes und der Verbitterung über die deutsche Sprache kommt ihm gar nicht zum Bewußtsein, daß doch schon darin eine besondere Anerkennung seiner Muttersprache durch ihn selber lag, daß er mit ihr überhaupt den Versuch der Verwendung für die Oper immer wieder macht, während sonst in Deutschland allgemein die italienische Oper mit italienischem Texte herrschte. Und läßt sich nicht auch selbst in dieser Zeit ein Ton der Liebe zu seiner Muttersprache vernehmen in einem von ihm nicht zum Abdruck gebrachten Epigramme:

„Wagst du deutsch zu schreiben unziemliche Sachen?“ Mein Guter,
Deutsch dem kleinen Bezirk leider ist griechisch der Welt [3]).

---

[1]) An Caroline Herder 28. Mai 1790, IV, 9, 207.
[2]) Venezianisches Epigramm Nr. 77, I, 1, 325.
[3]) I, 1, 441 und ebenso 461.

„Leider" ist demnach, so will er doch wohl damit sagen, Deutsch so wenig bekannt und daher für die große Welt so unverständlich bezw. unschädlich wie Griechisch, auf dessen Erwähnung der Dichter in diesem Zusammenhang vielleicht gekommen war durch den lateinischen Spruch „Graeca sunt, non leguntur" oder durch die Worte Cascas in Shakespeares Cäsar, Akt I, Szene 2: „Cicero sprach Griechisch. . . . Mir war es griechisch."

Wie wenig wir überhaupt berechtigt sind, diese, wie gezeigt ist, auf einen so kurzen Zeitraum beschränkte Stimmung „kurzer Hand zu der Denkweise Goethes schlechthin zu stempeln", dafür liegt der beste Beweis in dem Überblick über seine Anschauungen von der deutschen Sprache, wie sie sonst sein ganzes Leben hindurch deutlich zum Ausdruck kommen. Dafür legt schon Zeugnis ab sein Interesse für die geschichtliche Entwicklung seiner Muttersprache. Er legt dar, wie aus schlechten Anfängen heraus allmählich sie zu einem guten Zustande gelangt ist. Über die Gründe ihrer anfänglichen Roheit sagt er: „Die literarische Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch. Deutschland, so lange von auswärtigen Völkern überschwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprachen gewiesen, konnte seine eigne unmöglich ausbilden. Es drangen sich ihr zu so manchen neuen Begriffen auch unzählige fremde Worte nötiger und unnötiger Weise mit auf, und auch für schon bekannte Gegenstände ward man veranlaßt, sich ausländischer Ausdrücke und Wendungen zu bedienen. Der Deutsche, seit bei-

nahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen, tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken. Dies sollte aber auch in der Muttersprache geschehen; da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutschung sowohl den Welt- als Geschäftsstil lächerlich machte. Überdies faßte man die Gleichnisreden der südlichen Sprachen unmäßig auf und bediente sich derselben höchst übertrieben. Ebenso zog man den vornehmen Anstand der fürstengleichen römischen Bürger auf deutsche kleinstädtische Gelehrtenverhältnisse herüber und war eben nirgends, am wenigsten bei sich zu Hause"[1]). Ähnliche Gedanken über den Zustand der deutschen Sprache und den Einfluß fremder Völker in früheren Zeiten spricht er in folgenden Worten aus: „Ebenso mußte sich der Deutsche [im Gegensatz zu der Entwicklung der lateinischen Sprache, zu der hier eine Parallele gezogen wird] aus einem mönchisch barbarischen Druck erst in seine eigene natürliche Liebenswürdigkeit, dann aber mit entschiedenem Geschmacksbedürfnis gegen die lateinische Sprache wenden"[2]). Und fast zehn Jahre darauf zum Teil mit denselben Worten: „Ist es doch eine weitere und reinere Umsicht in und über griechische und römische Literatur, der wir die Befreiung aus mönchischer Barbarei zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert verdanken"[3]).

[1]) „Dichtung und Wahrheit" (1812) I, 27, 72.
[2]) An Blumenthal 28. Mai 1819, IV, 31, 158.
[3]) An Iken 27. September 1827, IV, 43, 82.

Daß nun aus dieser „Unvollkommenheit der Sprache" sich später ein „klares Element" ergeben habe, sagt er in der schon S. 42, Anm. 2 angegebenen Stelle. Und diesen durch seine Mitwirkung herbeigeführten jetzigen guten Zustand der Sprache deutet er an, nicht ohne Laune und Selbstgefühl, durch die Wiedergabe der Äußerung Angelika Kaufmanns: „Die vier ersten Bände meiner Schriften bei Göschen waren angekommen und das Prachtexemplar sogleich in die Hände Angelikas gegeben, die daran ihre Muttersprache aufs neue zu beloben Ursach zu finden glaubte"[1]). Ähnlich heißt es von der Herausgabe seiner Werke: „Ich kann das vorgeschrittene Werk alsdann bis zum dreißigsten Bande zusenden, woraus ich wünsche daß sowohl Dieselben als Ihre Frau Gemahlin und allenfalls auch sonstige Freunde der deutschen Sprache einiges Vergnügen schöpfen mögen"[2]). Eine ähnliche Andeutung seiner und Schillers Verdienste in dieser Hinsicht liegt auch in der Beschreibung, die er von einem Engländer entwirft: „. . . zugleich vom herzlichsten Patriotismus für unsere Sprache und Schrift durch Schiller und mich zu allem guten geweckt und höchlich entzückt, unsere Literatur nach und nach gekannt und geschätzt zu sehen"[3]). Über die wortschöpferische Bedeutung seiner Werke siehe die Andeutung oben S. 10, Zl. 10 v. u. Im Jahre 1827 sagt er in einer Besprechung der „Volkslieder der Serben", übersetzt von Fräulein v. Jakob:

---

[1]) Italienische Reise September 1787, I, 32, 92.
[2]) An H. Mylius 11. Oktober 1829, IV, 46, 102.
[3]) An Zelter 30. Oktober 1824, IV, 38, 280.

„Die Sprache gewinnt immer mehr Biegsamkeit, sich andern Ausdrucksweisen zu fügen“ [1]). Also ist die deutsche Sprache entwicklungsfähig und vervollkommt auf Gebieten, zu denen sie ursprünglich nicht geeignet war; so nennt er an einer Stelle besonders das Verdienst seines Freundes Zelter für die Ausbildung des Briefstiles: „Mein Freund Zelter ist einer meiner schätzbarsten Korrespondenten. Ich habe seit Anfang des Jahrhunderts von ihm eine große Anzahl Briefe voll Geist und Lebhaftigkeit, und das ist gewiß beachtenswert in einer Sprache, die dem Briefstil so wenig günstig ist wie die unsere“ [2]). Noch deutlicher und bestimmter drückt er sich darüber kurz vor seinem Tode aus: „Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden in die Hand gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet hat, wo er sich selbst gewissermaßen deutlich wird, sich alsbald gedrängt fühlt, seine Gedanken und Urteile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit auszusprechen“ [3]). Von einem Improvisator sagt er: „Es ist ein recht hübsches Talent, welches durch die große Ausbildung unsrer Sprache, Rhythmik und Reim endlich gar wohl

[1]) I, 42, 1, 251.

[2]) Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Soret, S. 43, 3. Juni 1824.

[3]) „Wohlgemeinte Erwiderung“ I, 41, 2, S. 375.

möglich ward“ [1]). Mittelbar finden wir dieselbe Meinung ausgesprochen in einer Bestätigung einer Ansicht Eckermanns, der „die deutsche Sprache außerordentlich reich, ausgebildet und fortbildungsfähig“ genannt hatte, worauf Goethe erwidert: „Wie sehr Sie recht haben, ist mir noch neulich bei dem Streite zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire vorgekommen“ [2]). Anderseits nimmt er sich wiederholt das Recht zu warnen, wenn er zu bemerken glaubt, daß „junge Männer“ im Gebrauch der deutschen Sprache auf Abwege geraten im Gegensatz zu dem von dem Dichter beeinflußten Stil, den er augenscheinlich meint, wenn er hier von „klarer, einfacher“ Schreibart „mit poetischem Anflug“ und in einem folgenden Zitat von „natürlichem Stil“ redet: „Schreiben Sie vielmehr klar und einfach, ohne Scheu vor einem poetischen Anflug, und ziehen Sie eine bequeme Entwicklung der geschraubten Kürze vor, die man schlagend zu nennen und hoch zu bewundern pflegt“ [3]). Vielleicht tadelt der Dichter damit eine Richtung, wie sie ungefähr zwei Monate vor dem eben angeführten Gespräche der Beurteiler einer geschichtlichen Arbeit über Xenophon in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung offenbart, der an dem Stil eines zu besprechenden Geschichtswerkes das „Feierliche und Hochtönende, das Haschen nach Bildern und die weitläufigen Raisonnements“ bemängelt und dagegen „Kürze, Klarheit und

[1]) An Karl August 31. Januar 1826, IV, 40, 274.

[2]) 20. Juni 1831, Biedermann VIII, S. 97.

[3]) Mit Heinrich Luden 19. August 1806, Biedermann II, S. 102.

Glätte des Ausdrucks" empfiehlt[1]). Einen Anlaß zu solchen Klagen sah er u. a. in einer Thukydidesübersetzung von Johannes Schulze, die schon Knebel „steif und holpricht" und „unverständlicher als selbst das Griechische"[2]) genannt hatte. Goethe bestätigt das Urteil seines Freundes folgendermaßen: „Ich glaube nicht, daß irgend eine Nation eine solche Lust am Krebsgang hat als die deutsche. Kaum schreiben unsere Mädchen und Jünglinge, unsere Hausfrauen und Geschäftsmänner einen natürlichen Stil und wissen sich allgemein verständlich und angenehm auszudrücken, so treten junge Männer auf, um etwas ganz Fremdes, Ungehöriges, Unverständliches und Abgeschmacktes geltend zu machen. Und hinter allem diesen steckt doch eigentlich nur die falsche Sucht, Original sein zu wollen"[3]). Hier und in den folgenden Bemerkungen denkt der Dichter wohl an den durch die Romantiker eingeführten Stilcharakter, die selbst ihren Mystizismus des Ausdrucks loben und die nur den Eingeweihten verständliche „Sprache in der Sprache" (so sagt Friedrich Schlegel; siehe über das Bestreben der Romantiker, für die Masse verständlich zu sein, Petrich, Der romantische Stil, Leipzig 1878, S. 96 ff.). Ebenso spricht er über hereinbrechende Verschlechterung auch auf deutschem Gebiete in einem Briefe an Zelter: „Es ist wundersam, Engländer, Franzosen und nun auch Deutsche erfreuen sich, unverständlich

[1]) Jenaische Allgemeine Literaturzeitung 21. Juni 1806, S. 557.

[2]) IV, 24, 334, Lesarten zu Nr. 6636.

[3]) An Knebel 13. November 1813, IV, 24, S. 31.

zu sprechen, sowie auch andere, das Unverständliche zu hören. Ich wünschte nur, daß manchmal ein Italiener hereinträte und seine emphatische Sprache hören ließe“ [1]). Einen ähnlichen Tadel sprechen die Worte aus, die im zweiten Teil des Faust der Bakkalaureus sagt, der Vertreter der kecken, unreifen Jugend, die nicht einmal vor dem Alter die gehörige Achtung hat:

Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist [2]).

Der ungestüme Draufgänger meint also, man könne im Deutschen überhaupt nicht höflich sein, ohne unwahr zu werden. Daß diese Worte, wenn auch übertrieben und auf die Spitze gestellt, doch wenigstens insoweit die Meinung des Dichters wiedergeben, als dieser der Ansicht ist, es fehle der deutschen Sprache an der nötigen Feinheit und Biegsamkeit, zeigen folgende ähnliche Aussprüche: „Geschmack ist ein Euphemismus. Deutsche haben keinen Geschmack, weil sie keinen Euphemismus haben und zu derb sind. Es kann keine Sprache euphemistisch sein und werden, als die, in der man diplomatisiert“ [3]). Ebenso heißt es in den Gedankenspänen 32 b: „Geschmack = Euphemismus. Kultur der Sprache und Stil besteht in Ausbildung des Euphemismus: deutsche Derbheit diesem entgegen. Notwendig diplomatische und Weltausbildung“ [4]). Ganz

---

[1]) An Zelter 11. März 1832, Briefwechsel 6, 420.

[2]) Faust II, Vers 6771 (I, 15, 1, 98).

[3]) Mit Riemer 26. Oktober 1813, Biedermann III, S. 95.

[4]) „Gedankenspäne“, um 1812, Goethe-Jahrbuch XV, S. 11. Ähnlich heißt es in „Maximen und Reflexionen“: „Der Geschmack besteht in Euphemismen. Diese sind Scho-

damit übereinstimmend, nur deutlicher berichtet der Herausgeber der „Eos" (Juli 1826) über eine Unterredung mit Goethe (siehe Goethe-Jahrbuch V, 312): „Tagblätter, meinte Goethe, müßten gleichsam euphemistisch, mit einem zarten Sinn für Anmut und Schicklichkeit geschrieben werden, wo dann vieles gesagt werden könne, was auf andere Weise unwillkommen und verletzend hervortrete. Durch solches Anschmiegen an die Gesetze der Grazie, durch Duldsamkeit und Milde in der Form sei in Deutschland noch gar mancherlei zu gewinnen, wovon ein rauhes und trockenes Wesen entfernt halte." Diese letzten Urteile sind aber augenscheinlich nur im Unmute über einzelne unangenehme Erscheinungen gefällt und lassen zudem die Hoffnung auf Besserung durchblicken. Wie hoch er im Grunde über die zu seinen Lebzeiten erreichte weittragende Bedeutung der deutschen Sprache denkt, zeigen nicht nur die vorausgehenden Zitate, sondern auch besonders der Umstand, daß er gerade ihr eine höchst wichtige und ehrenvolle Aufgabe zuweist. Er hält sie nämlich mit ausdrücklichen Worten für geeignet zur Aufnahme der Weltliteratur. (Siehe darüber näheres S. 181 ff.) Solchermaßen von der hohen Würde der deutschen Sprache als vermittelnder Kulturträgerin durchdrungen, tritt er sogar für ihre räumliche Ausbreitung, für Eroberung fremden Sprachgebietes durch das Deutsche ein, und

nungen des Ohrs mit Aufregung des Sinnes." (Schriften der Goethegesellschaft 21, 213, Nr. 1018, aus dem Jahre 1831.) In diesem Sinne ist das Wort in einem Brief an Varnhagen v. Ense vom 3. April 1825, IV, 39, 167, Zl. 12 gebraucht.

zwar von dem ausgesprochenen Grundsatz geleitet: um eine höhere Kultur der niederen Klassen zu bewirken. Dies geschieht in einem von B. Suphan zuerst veröffentlichten Aufsatze, betitelt: „Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen“ [1]). Es wird hier ausgeführt, daß nach der politischen Eroberung eines Landes „ein innerer Krieg noch lange fortdauert, besonders wenn der eroberte Staat von dem erobernden an Sprache und Sitte verschieden ist“ (S. 3). Dann wird die Frage aufgeworfen, „auf welche Weise wohl der polnischen Nation die deutsche Sprache einzuimpfen sein möge?“ und dazu folgender Vorschlag gemacht: Herumziehende Theatergesellschaften sollten in „reiner, fließender, deutscher Sprache die realen Äußerungen der Sittlichkeit, die gewöhnlichsten Zustände der mittleren und geringen Klasse von der Kindheit bis zum Alter“ in Dialogform in den gewöhnlichsten Ausdrücken darstellen (S. 4). So würde die Handlung, als Pantomime verständlich, großes Interesse erregen und die Sprache als „Complement“ hinzugefügt werden. „Eine Sammlung solcher kleinen Dramen würde alsdann gedruckt und zum Schulbuche gemacht, und zwar dergestalt, daß Namen und alle Handlungen polnisch, der Dialog aber deutsch wäre. Der polnische Teil des Buches würde zum Lesebuch in der Nationalsprache dienen, er würde nichts Totes enthalten, sondern eine lebhafte Erinnerung dessen, was die Kinder gesehen, oder ein Verlangen

[1]) Goethe-Jahrbuch XIII, 3—8. Daß dieser Aufsatz zwischen 1813 und 1816 zu datieren ist, wurde in der Jubiläumsausgabe von Goethes Werken 37, 301 f. gezeigt.

nach dem, was sie zu sehen wünschen, aufregen; der deutsche Teil würde denn nun ganz eigentlich zum Endzweck dienen, die nächsten Sprachbedürfnisse zu befriedigen" (S. 5). Bald würden dann die Schulkinder selbst geneigt sein, die Stücke aufzuführen (S. 6). Unter allen Umständen soll durch den Vorschlag das Nachdenken angeregt werden, „wie die [dramatische] Kunst, wenn sie erst in ihrer Tiefe, Fülle und Gewandtheit bestünde und anerkannt würde, sich willig und geistreich zu großen und heiligen Zwecken hergeben könnte und dabei für sich zugleich unendlich gewinnen müßte." [Schluß des Aufsatzes.]

Wenn so die Ausbreitung der deutschen Sprache und der damit verbundenen Kultur „ein großer und heiliger Zweck" genannt wird, so sind denn auch die allgemein lobenden Urteile über die Muttersprache nicht auffallend; man kann sich eher wundern, daß sie nicht reicher und stärker ausgefallen sind. Schon nach dem im Jahre 1773 gedichteten Verse (S. 43) soll sie vom Genius richtig behandelt „Glück" und „Ruhm" bringen; infolge seines Aufenthaltes am braunschweigischen Hofe angeregt, sein Französisch zu vervollkommnen und deshalb in dieser Sprache auch an seine Freundin zu schreiben, wird ihm bewußt, was er an seiner Muttersprache hat, die allein den richtigen Ausdruck seiner Gefühle bringt, die durch die französische Sprache nur „travestiert" würden. Voiant ces caracteres barbares etrangers a mon coeur ce fut un tout nouveau sentiment pour moi, ces Vous me faisoit trembler et je tournai vite la feuille pour Voir s'il ny avoit pas un mot de la

langue cherie qui m'est devenue tous les jours plus chere par les expressions du veritable sentiment d'ont tu l'enrichis. O ma chere, il m'est presque impossible de poursuivre ce jeu, ma plume n'obeit qu'a regret, et ce n'est qu'avec peine que je traduis, que je travestis les sentiments originaux de mon coeur. Je ne sens mon existence que par toi, tu m'as appris a aimer moimeme, tu m'as donné une patrie, une langue, un stile, et je finirois par t'ecrire des phrases. Mon amie cela ne se peut pas [1]). Von ſeinem „geliebten Deutſch" redet Fauſt in ſeinem bekannten Monolog:

Mich drängt's den Grundtext aufzuſchlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutſch zu übertragen [2]).

Der Goethe, den es hier, ungefähr um die Wende des Jahrhunderts, drängt, aus dem Griechiſchen zu überſetzen, iſt nicht mehr derſelbe, der noch in den Achtzigerjahren nur widerwillig und nur der Frau v. Stein zuliebe zu einer Überſetzung in die „unmelodiſche und unausdrückende" Mutterſprache ſich bequemt (ſiehe S. 45). Ferner lobt er „unſere ſittlich reine Sprache" gegenüber der auch „anwidernde Gegenſtände" ausdrückenden griechiſchen [3]). Es iſt auch kein Tadel mehr zu nennen, wenn er ſagt:

[1]) An Ch. v. Stein 18. Auguſt 1784, IV, 6, 337 f.

[2]) I, 14, 62.

[3]) In „Sappho von einem herrſchenden Vorurteil befreit durch F. G. Welcker", Göttingen 1816. I, 48, 172 f.

„Höchst vergnügsam ist es zu schauen, wie sich jene buntbewimpelte südliche Lustjacht [eine Übersetzung aus dem Italienischen] so heiter und freundlich auf dem Elemente unsrer ernsten Sprache bewegt“ [1]). Er hält den Deutschen, der seine Muttersprache versteht, für ausreichend gebildet und meint, es sei für ihn nicht nötig, ja unter Umständen gefährlich, weitere Ausbildung aus dem Auslande zu holen. Dies sagt er in Versen, die sich allerdings an Gottschedsche anlehnen:

Nativität.

Der Deutsche ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht;
Doch bleib' ihm unverwehrt,
Wenn er nach außen geht.
Er komme dann zurück
Gewiß um viel gelehrter;
Doch ist's ein großes Glück,
Wenn nicht um viel verkehrter [2]).

Kaum hierherziehen kann man wohl das an und für sich so schöne Lob des alternden Mannes im zweiten Teil des Faust, das er Helena aussprechen läßt. Diese hat die gereimten Verse des Lynceus erstaunt mit angehört und fragt nun den Faust:

Vielfache Wunder seh' ich, hör' ich an,
Erstaunen trifft mich, fragen möcht' ich viel.
Doch wünscht' ich Unterricht, warum die Rede
Des Manns mir seltsam klang, seltsam und freundlich.
Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
Ein andres kommt, dem ersten liebzukosen.

[1]) An Gries 2. Juni 1827, IV, 42, 202.
[2]) I, 3, 141.

Faust:

Gefällt dir schon die Sprechart unsrer Völker,
O so gewiß entzückt auch der Gesang [1]).

Man kann diese freudige Verwunderung der Helena wohl kaum auf die deutsche Sprache als solche beziehen, wie es Kluge (Goethe und die deutsche Sprache 1903, S. 48) zu tun scheint. Sie bezieht sich vielmehr auf den Gebrauch des Reimes, den auch andere Völker haben, wie ja auch Faust sagt: die Sprechart unserer Völker. Zu diesen „unseren Völkern", die den Reim haben, müssen aber sogar die Orientalen hinzugerechnet werden. So wird wegen der Erfindung des Reimes im west-östlichen Divan der Perserschah Behramgur gepriesen, dem sogleich seine Geliebte in Reimen antwortet, wie Helena dem Faust:

Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden,
Er sprach entzückt aus reiner Seele Drang;
Dilaram schnell, die Freundin seiner Stunden,
Erwiderte mit gleichem Wort und Klang [2]).

Dagegen ist noch ein einzelner Fall hinzuzunehmen, in dem er sich fraglos auf seine Muttersprache stolz zeigt, wenn er trotz der nahen Verwandtschaft mit dem Dänischen und der zugegebenen Möglichkeit gegenseitiger Bereicherung doch bei der Lektüre des Nibelungenliedes in der Übersetzung von v. d. Hagen bei einer Stelle zu Oehlenschläger sagt: „Nein, Däne, hier kommt etwas, was Ihr doch nicht hättet sagen können:

---

[1]) Faust II, Vers 9365 ff. (I, 15, 1, 214).
[2]) West-östlicher Divan 8. Buch, I, 6, 180.

Es war der große Siegfried, der aus dem Grase sprang,
Es ragete ihm vom Herzen eine Speerstange lang.

Es ragete ihm vom Herzen eine Speerstange lang — wiederholte er staunend, die Worte stark betonend, in seinem Frankfurter Dialekt: Das ist kapital!" [1]).

Alles in allem kann man nicht leugnen, daß Goethe mit dem unmittelbaren Preise seiner Muttersprache recht sparsam gewesen ist, und das muß umsomehr auffallen, als er fremde Sprachen ganz anders rühmt (siehe die betreffenden Abschnitte). Sollte diese Zurückhaltung aber nicht in dem Bewußtsein geschehen sein, daß er andernfalls all zu viel Eigenlob ausgesprochen hätte? Denn niemand hatte sich größeres Verdienst um die Muttersprache erworben als er selbst (siehe auch S. 52 f.).

Das Aufblühen der germanistischen Studien begleitet er seiner Gewohnheit nach (siehe S. 5 gegen Ende) zeitweise mit seinem Interesse, wenn auch zuweilen unter Vorbehalt. Im Jahre 1804 schreibt er an Eichstädt mit Bezug auf einen Aufsatz in der Zeitschrift Merkur (1804, Februar): „Rückblick einiger Neuerungen in der deutschen Sprache", der sich über die Arten des Drucks, über Endungen, Schreibart und Wortformen mit einigen anerkennenden Worten verbreitet, ohne selbst ein Urteil darüber zu fällen: „Es ist sonderbar und gut, daß von allen Seiten das deutsche Sprachwesen zur Sprache kommt" [2]). Er selbst regt schon im Jahre 1804 ein deutsches Wörterbuch an, aller-

[1]) Biedermann II, S. 29 f., Mai 1806.
[2]) 29. Februar 1804, IV, 17, 84.

dings vor allem, um dadurch den jüngeren Heinrich Voß, der seinen Eltern nach Heidelberg nachziehen wollte, zurückzuhalten. Unter dem Vorsitz eben dieses jüngeren Voß soll eine kleine Gesellschaft zusammentreten, um „ein wahrhaft allgemeines deutsches Wörterbuch zusammen zu bringen“ [1]). Dies gelingt nicht, und wir hören darüber erst wieder im Jahre 1816, als in Berlin durch Steins Anregung unter Beihilfe Savignys, Eichhorns und anderer eine große Gesellschaft für deutsche Geschichte und Sprache gegründet werden sollte, in der nach der Ansicht der Brüder Grimm auch ein deutsches Wörterbuch ausgeführt werden sollte, woraus aber auch nichts wurde [2]). „Der umständliche Aufsatz, die neue deutsche Sozietät für Geschichte betreffend, hat mich viel unterhalten“ [3]). „Ich bin in diesen Tagen veranlaßt einige Blicke ins Deutschtum zu lenken, und nach meiner Art kann ich nicht lassen sogleich einige Schritte zu tun“ [4]). „Auch über deutsche Sprache, Poesie, besonders auch Geschichte ist manches im Werk, welches ich alles gerne nach Kräften fördern will, wenn es auch nicht völlig nach meiner Überzeugung [siehe darüber den Abschnitt ‚Grammatisches‘ S. 150] eingeleitet und geführt wird“ [5]). Er gesteht allerdings in dem Schreiben, das er über den ganzen Plan seinem Großherzog zur Kenntnisnahme sendet, daß er sich

[1]) IV, 17, 305 f., Lesarten.
[2]) Vergl. Frankfurter Zeitung 1895, Nr. 349, Spalte 4.
[3]) Brief an v. Voigt 26. August 1816, IV, 27, 146.
[4]) An Zelter 28. August 1816, IV, 27, 150.
[5]) Ebenda S. 155, an Boisserée 29. August 1816.

„in diesen Regionen nur als Gast und Wanderer aufgehalten habe“ [1]). Daß ihm dabei manches übers Ziel geschossen erscheint, er aber schließlich doch glaubt, es werde bei allen Bestrebungen auf germanistischem Gebiete Gutes gewirkt, geht hervor aus den Worten: „Nun noch ein Wort von der neuern Teutschtümlichkeit. Die Menschen in Masse werden von jeher nur verbunden durch Vorurteile und aufgeregt durch Leidenschaften; selbst der beste Zweck wird somit immer getrübt und oft verschoben; aber demohngeachtet wird das Trefflichste gewirkt, wenn auch nicht im Augenblick, doch in der Folge, wenn nicht unmittelbar, doch veranlaßt. Und so werden Sie erleben, daß Wert und Würde unserer Ahnherrn rein und schön aus der eigenen Sprache hervortreten; denn es ist wahr, was Gott im Koran sagt: Wir haben keinem Volk einen Propheten geschickt als in seiner Sprache! Und so sind denn die Deutschen erst ein Volk durch Luthern geworden“ [2]). Der mangelnde Zusammenhang läßt die Vermutung möglich erscheinen, daß mit dieser Deutschtümelei auch die weitverbreiteten und von Goethe gekannten Bestrebungen der „Berlinischen Gesellschaft für die deutsche Sprache“ gemeint seien, von der unten S. 101 f. mehr die Rede sein wird. Sie beschäftigte sich auch mit der altdeutschen Literatur, wenn auch besonders mit grammatischen und sprachlichen Fragen. An ihre Mit-

[1]) Ebenda S. 182, an Großherzog Carl August 2. Oktober 1816, gleichlautend mit dem Brief an v. Stein S. 214, Zl. 13, Nr. 7535.

[2]) An Blumenthal 28. Mai 1819, IV, 31, 160.

glieder denkt Goethe öfters (siehe S. 58 u. 95 des S. 102, Anm. 1 genannten Programms). Die oben angeführte Bemerkung über die nationalen Propheten und Luther soll augenscheinlich hier im Zusammenhange den Sinn haben, daß Goethe mit der Erwähnung dieses durch sein Deutschtum und seine Sprachgewalt segensreich wirkenden Mannes auf den unermeßlichen Wert kernigen Volkstums hinweisen will, das auch aus der Vergangenheit kennen zu lernen wohl der Mühe wert sei.

Diesem so vorsichtigen und doch nicht hoffnungslosen Urteile über die germanistischen Bestrebungen seiner Zeit entsprechen denn auch seine Äußerungen über *seine eigene Handhabung der deutschen Sprache*. So finden wir öfters als höflichen Schluß von Briefen an Ausländer Wendungen, die allerdings kein besonderes Lob der deutschen Sprache enthalten, wie: „Sie verzeihen, daß ich mich in dieser Antwort meiner Muttersprache und einer fremden Hand bediene, in jener drücke ich mich bequemer aus als in jeder andern, und diese läßt sich besser lesen als meine eigne“ [1]). „Schließlich hoffe Verzeihung, daß ich mich meiner Muttersprache bediene, da ich mir in keiner andern getraue, diejenige Hoch- und Wertschätzung auszudrücken, womit ich mich zu unterzeichnen die Ehre habe“ [2]). „Mich desto aufrichtiger als ein solcher [als ein dankbarer] unterzeichnen zu können, bediene ich mich meiner Muttersprache, in welcher ich

[1]) An v. Marum 12. Dezember 1798, IV, 13, 340.

[2]) An Ignatius van Brée 12. Mai 1824, IV, 38, 141.

mich zu wohlwollendem Andenken hiermit bestens empfehle“ [1]). „So wie mir auch gewiß der Gebrauch einer Sprache verziehen wird, in der ich am besten auszudrücken glaube, mit welcher Anhänglichkeit und Verehrung ich mich aufrichtig unterzeichnen darf“ [2]). Ein gewisser Stolz auf das Deutsche klingt durch eine ähnliche Wendung hindurch: „Daß ich hiebei mich meiner Muttersprache bediene, bedarf wohl keiner Entschuldigung, da sie, wie ich nicht nur überzeugt bin, sondern weiß, auch dorten wohl gekannt ist und ausgeübt wird“ [3]). Dazu gehört auch das schöne Bekenntnis, das er dem „Deutschfranzosen“ [4]), dem Prinzen August von Gotha gegenüber ablegt: „Der Beweis, daß Sie den deutschen Musen manchmal auch noch ein Ohr gönnen, hat mich als einen, der nichts anders als deutsch sein kann, herzlich gefreut“ [5]). Als Abschluß diene sein Wunsch für die Ewigkeit, den er im west-östlichen Divan ausspricht:

Und so möcht' ich alle Freunde,
Jung und alt, in Eins versammeln,
Gar zu gern in deutscher Sprache
Paradieseworte stammeln [6]).

---

[1]) An den Ritter Spontini 19. Januar 1832. Goethes Briefe, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt III, 2, 1586.

[2]) An den Fürsten Adam Czartoryski 13. Januar 1803, IV, 16, 165.

[3]) An die Wernerische naturforschende Gesellschaft zu Edinburg 19. November 1820, IV, 34, 23.

[4]) Goethe-Jahrbuch VI, 31.

[5]) Sommer 1796, Nr. 3315a, IV, 18, 73.

[6]) I, 6, 265, gedichtet am 23. September 1818.

So ist die deutsche Sprache keineswegs ein Stiefkind des Dichters gewesen; sind ihm auch einmal innerhalb eines Jahrzehntes die Vorzüge einer andern schmerzlich aufgefallen, so hat er doch nie versäumt, die seinige ohne Verkennung ihrer Schwächen mit aufmerksamer Teilnahme zu beobachten und mit liebevollem Bemühen zu erziehen, so daß er sie schließlich mit Stolz ansehen und loben konnte, sie zu Großem berufen glaubte und sie selbst im Jenseits nicht entbehren wollte.

Dritter Abschnitt

Die deutschen Mundarten

a.

„Das Hochdeutsche ist die Sprache der oberen Klassen Obersachsens." „Was gut Hochdeutsch ist, kann nicht in den Provinzen, wo man das Hochdeutsche als eine fremde Sprache erlernt, beurteilt und bestimmet werden, sondern nur da, wo der Sprachgebrauch des Hochdeutschen einheimisch ist, d. h. in den südlichen kursächsischen Landen, weil außer seinem Vaterlande weder die Erfahrung so allgemein und häufig, noch die Empfindung so fein und übereinstimmend sein kann, als dazu erfordert wird" [1]). „Die Aufnahme provinzieller Wörter ist ein Verderb der Schriftsprache, weil sie, sofern sie wirklich provinziell sind, dem Geschmacke nach allemal um mehrere Grade tiefer stehen müssen" [2]). Die in diesen und ähnlichen Sätzen von dem tonangebenden Grammatiker Adelung ausgesprochene willkürliche Festsetzung des Begriffes Hochdeutsch und dessen übertriebene Wertschätzung gegenüber den Mundarten ist es, gegen die

[1]) v. Raumer, Germanische Philologie S. 229 ff.
[2]) Ebenda S. 232.

der Dichter nicht aufhört, die verhältnismäßige Berechtigung und den Wert der Dialekte immer wieder zu betonen. Dies geschieht hauptsächlich nach zwei Richtungen hin: er meint zunächst das Recht im Dialekt zu reden und dann das Recht und den Vorteil im Dialekt zu dichten. Am ausführlichsten tut er das erstere im sechsten Buch von „Dichtung und Wahrheit": „Ich war nämlich in dem oberdeutschen Dialekt geboren und erzogen, und obgleich mein Vater sich stets einer gewissen Reinheit der Sprache befliß und uns Kinder auf das, was man wirklich Mängel jenes Idioms nennen kann, von Jugend an aufmerksam gemacht und zu einem besseren Sprechen vorbereitet hatte, so blieben mir doch gar manche tiefer liegende Eigenheiten, die ich, weil sie mir ihrer Naivetät wegen gefielen, mit Behagen hervorhob, und mir dadurch von meinen neuen Mitbürgern [in Leipzig] jedesmal einen strengen Verweis zuzog. Der Oberdeutsche nämlich, und vielleicht vorzüglich derjenige, welcher dem Rhein und Main anwohnt (denn große Flüsse haben, wie das Meeresufer, immer etwas Belebendes), drückt sich viel in Gleichnissen und Anspielungen aus, und bei einer inneren menschenverständigen Tüchtigkeit bedient er sich sprichwörtlicher Redensarten. In beiden Fällen ist er öfters derb, doch, wenn man auf den Zweck des Ausdruckes sieht, immer gehörig; nur mag freilich manchmal etwas mit unterlaufen, was gegen ein zarteres Ohr sich anstößig erweist.

„Jede Provinz liebt ihren Dialekt: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren

Atem ſchöpft. Mit welchem Eigenſinn aber die Meißniſche Mundart die übrigen zu beherrſchen, ja eine Zeitlang auszuſchließen gewußt hat, iſt jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter dieſem pedantiſchen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerſtreit haben ſich die ſämtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingeſetzt. Was ein junger lebhafter Menſch unter dieſem beſtändigen Hofmeiſtern ausgeſtanden habe, wird derjenige leicht ermeſſen, der bedenkt, daß nun mit der Ausſprache, in deren Veränderung man ſich endlich wohl ergäbe, zugleich Denkweiſe, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländiſcher Charakter ſollten aufgeopfert werden. Und dieſe unerträgliche Forderung wurde von gebildeten Männern und Frauen gemacht, deren Überzeugung ich mir nicht zueignen konnte, deren Unrecht ich zu empfinden glaubte, ohne mir es deutlich machen zu können. Mir ſollten die Anſpielungen auf bibliſche Kernſtellen unterſagt ſein, ſowie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke. Ich ſollte vergeſſen, daß ich den Geiler von Kaiſersberg geleſen hatte, und des Gebrauchs der Sprichwörter entbehren, die doch, ſtatt vieles Hin- und Herfackelns, den Nagel gleich auf den Kopf treffen; alles dies, das ich mir mit jugendlicher Heftigkeit angeeignet, ſollte ich miſſen, ich fühlte mich in meinem Innerſten paralyſiert und wußte kaum mehr, wie ich mich über die gemeinſten Dinge zu äußern hatte. Daneben hörte ich, man ſolle reden, wie man ſchreibt, und ſchreiben, wie man ſpricht; da mir Reden und Schreiben ein- für allemal zweierlei Dinge ſchienen, von denen jedes wohl ſeine eigenen

Rechte behaupten möchte. Und hatte ich doch auch im Meißner Dialekt manches zu hören, was ſich auf dem Papier nicht ſonderlich würde ausgenommen haben“ [1]). Hierauf bezieht er ſich im elften Buch, wo er von dem „Recht meiner Vatergegend“ ſpricht, „ſo gut als andere Provinzen idiotiſch zu ſprechen“ [2]). Denſelben Sinn, wenn auch zunächſt auf die Kunſt bezogen, hat folgende Stelle: „Und ſo wünſch' ich den Patriotismus zu finden, zu dem jedes Reich, Land, Provinz, ja Stadt berechtigt iſt: denn wie wir den Charakter des Einzelnen erheben, welcher darin beſteht, daß er ſich nicht von den Umgebungen meiſtern läßt, ſondern dieſelben meiſtert und bezwingt, ſo erzeigen wir jedem Volk, jeder Volksabteilung die Gebühr und Ehre, daß wir ihnen auch einen Charakter zuſchreiben“ [3]). Dazu ſtimmt, daß von dem Herausgeber der Zeitſchrift „Eos“ 1826 aus einem Geſpräche mit Goethe folgendes als deſſen Meinung (im Goethe-Jahrbuch V, 312) mitgeteilt wird: „Ferner müſſe eine Zeitſchrift die Art und Weiſe des Orts, woher ſie ſtamme, genugſam andeuten, wie der Ring auf der Fläche des Waſſers die unten verborgene Quelle verrate und, ſie rund umſchließend, den Bereich ihrer Wirkung kenntlich mache. Er lobte daher einige Blätter, denen man das Örtliche, Provinzielle gleich anfühle, und tadelte andere, die gar keine Vorſtellung von der Phyſiognomie der Umgebungen zu-

[1]) I, 27, 57—59.

[2]) I, 28, 53.

[3]) „Kunſt und Altertum am Rhein und Main“, Abteilung Heidelberg (1816) I, 34, 1, 189.

lassen, wo sie ihre Entstehung finden." Wider die übertriebenen Ansprüche des Meißner Dialekts gegen die übrigen Mundarten wendet sich spottend das Xenion 105:

Elbe.

All ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch; unter den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, deutsch [1]).

Diese Forderung, die Mundarten zu berücksichtigen, und zugleich den poetischen Wert solcher Sprechweise hebt er dann zweitens für die Dichtung hervor: „Ungerne habe ich ... die höchst ungerechte Rezension über Grübel [einen Nürnberger Dichter] gelesen. Erst hat es Herr D. A. E. mit der Nürnberger Mundart zu tun, die doch ebenso gut wie alle andern ein Recht hat, sich poetisch auszudrücken. ... Welche köstliche Bissen müßten wir entbehren, wenn wir die niedern Klassen aller Zeiten und Völker von der Dichtung ausschließen wollten" [2]). „Man findet [in Hebels allemannischen Gedichten] mehrere sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, teils jenen Gegenden selbst angehörig, teils aus dem Französischen und Italienischen herübergenommen, Worte von

[1]) 1796. I, 5, 220. So ist auch die Meinung Ruckstuhls, die der Dichter sich völlig zu eigen macht. [Siehe den nächsten Abschnitt über die Fremdwörter S. 100 ff.] Ruckstuhl schreibt in seiner Schrift „Von der Ausbildung der Sprache" S. 345: „Richtig ist nur, daß die Sprache der Gebildeten sich aus den Dialekten immer wieder verjüngen muß."

[2]) Entwurf an Eichstädt vom 22. November 1809, IV, 21, 467 unten.

einem, von zwei Buchstaben, Abbreviationen, Kontraktionen, viele kurze leichte Silben, neue Reime, welches, mehr als man glaubt, ein Vorteil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch glückliche Konstruktionen und lebhafte Formen zu einem Stil zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Bücherſprache große Vorzüge hat" [1]). Dasselbe Lob gilt für nicht räumlich, sondern beruflich abgegrenzte Sprachweisen, so für die „poetisch-figürliche, an sich sehr lebhafte und interessante Bergmannssprache" [2]), für die „eigentümlichen Sprachen der Gewerbe und Handwerke, weil die natürlichen Menschen, die auf einem gewissen Grade der Kultur stehen, bei lebhaftem sinnlichen Anschauen an einem Gegenstande viele Eigenschaften auf einmal entdecken, und da sie kaum in einem Begriff zusammenzufassen sind, welches überhaupt auch dieser Menschenklasse Art nicht ist, so gewinnen sie den ganzen etwas Bildliches ab, und

[1]) Besprechung von „Allemannische Gedichte von J. P. Hebel" (1805) I, 40, 303 f.

[2]) An Herzog Ernst II. von Gotha 27. Dezember 1780, IV, 5, 25. Einen bekannten Ausdruck aus diesem Gebiete wendet er auch praktisch an: „Glück auf! So muß es jetzt zwischen uns in der Bergmannssprache immer fort heißen." An Grüner 4. September 1823, IV, 37, 206. In den späteren Briefen an denselben kommt er zwar nicht wieder darauf zurück, wendet aber den Gruß noch öfters in einigen von Bergwerksangelegenheiten handelnden Briefen an: „Der ich mit einem treu gemeinten Glück-auf! schließe." (An Clemens v. Junker 31. Oktober 1823, IV, 37, 255. Ähnlich IV, 41, 110 oben; IV, 43, 272 unten; IV, 46, 51 Mitte; IV, 46, 248 oben.) Auch „gewältigen" und einige andere von Goethe oft gebrauchte Worte entstammen der Bergmannssprache.

das Wort wird meistenteils metaphorisch und also auch fruchtbar, so daß man, mit einigem Geschick, gar wohl andere Redeteile davon ableiten kann, die sich alsdann gar wohl, besonders durch humoristische Schriften, einführen ließen“ [1]). Somit ist das Verhältnis der Mundarten zu der Schriftsprache hinreichend klar. Jene haben nach Goethe durchaus das Recht auf Dasein in der mündlichen Rede und in der Dichtung. Durch diese kann dann die mundartliche Redeweise, die ja „vor unserer Bücherſprache große Vorzüge hat“ (S. 74, Anm. 1), in die Gesamtsprache „eingeführt werden“ (siehe oben). Für die Schriftsprache sollen jene also zu steter Befruchtung und Bereicherung dienen, diese behält aber trotzdem natürlich ihre selbständige Bedeutung und soll sich nicht durch die Mundarten ersetzen lassen. Wenn nun Goethe in seinen „Regeln für Schauspieler 1803“ fordert: „Dort [auf der Bühne] herrsche nur die reine deutsche Mundart, wie sie durch Geschmack, Kunst und Wissenschaft ausgebildet und verfeinert worden“ [2]), oder nach den Lesarten S. 424: „Auf der Bühne herrsche nur die reine deutsche Mundart, unter dieser wird jene oberdeutsche, durch den sächsischen Dialekt gemilderte und durch Geschmack, Künste und Wissenschaft ausgebildete und verfeinerte Mundart verstanden,“ so kann man nach der oben bewiesenen Vorliebe Goethes für Mundarten schwerlich mit dem Herausgeber des vierzigsten Bandes auf S. 424 be-

[1]) An Riemer 30. Juni 1813, IV, 23, 376.
[2]) I, 40, 139.

haupten: „Goethe steht also noch 1803 in Abhängigkeit von Gottscheds Machtspruch." Ihn beschäftigt hier nämlich gar nicht die Frage, ob man mundartliche Ausdrücke oder Redeweise in die Schriftsprache einführen solle oder nicht, sondern er denkt vor allem an die Aussprache auf der Bühne; ist doch der Schauspieler kaum in der Lage, Stil und Wortschatz mundartlich zu beeinflussen. Goethe hat nun diese Begriffsbestimmung der Schriftsprache, d. h. =aussprache, Adelung entnommen, wo sie fast wörtlich so zu finden ist: „die hochdeutsche Sprache ist im Grunde nichts anderes, als die durch das Obersächsische gemilderte und durch Geschmack und Wissenschaften ausgebildete oberdeutsche Mundart" [1]), und wie sollte zweitens der Dichter sich auch in diesem Falle, wo er, wie wir sehen werden, mit Adelung eine durchaus reine Sprache, d. h. Aussprache (näheres S. 90 f.), für notwendig hielt, einfacher ausdrücken als mit den Worten jenes damals allbekannten Buches?

b.

Wenn er so die Berechtigung und den Wert der Dialekte unumwunden anerkannte, so liegt es auch nahe, zu vermuten, daß er derartige Erzeugnisse mit seiner Teilnahme begleitet; dies hat er auch wenigstens auf literarischem Gebiete reichlich getan. Besonders sind hier Hebels Allemannische Gedichte, Grübels Gedichte in Nürnberger Mund-

[1]) Adelung, Umständliches Lehrgebäude I, 81, siehe v. Raumer a. a. O. S. 229.

art, Arnolds Pfingstmontag im Straßburger Dialekt, Babsts Plattdeutsche Gedichte, Johann Heinr. Voß' Lyrische Gedichte zu nennen. Hebels Gedichte lobt er in einer Rezension u. a. wegen der „naiven, behaglichen Sprache“ [1]), er liest eines seiner Gedichte vor, „und er las, wie nur er lesen kann“ [2]). Er interessiert sich für sie: „Ich will sehen, ob ich Ihnen in diesen Tagen eine kurze Rezension darüber aufsetzen kann“ [3]). Dies ist dann geschehen, wie er an Eichstädt am 23. Januar 1805 meldet [4]). Er läßt sich von Hebel ein Gedicht vorlesen, der es ins Hochdeutsche übersetzte. „Goethe ward grimmig darüber; man sollte doch dem Dichter die Ehre antun, seine Sprache zu lernen“ [5]). Er empfiehlt seine Gedichte, „welche auf alle Weise verdienen, unter unsern deutschen Werken beachtet zu werden“ [6]), und erwähnt in den Tag- und Jahresheften desselben Jahres: „Hebels abermalige Allemannische Gedichte gaben mir den angenehmen Eindruck, den wir bei Annäherung von Stammverwandten immer empfinden“ [7]). Ja noch im Jahre 1820 gedenkt er seiner: „Zu Hebels Gedichten hat eine Sophie Reinhardt zu Karlsruhe geistreiche Radierungen gefertigt, die gleichfalls eine ge-

[1]) I, 40, 303.

[2]) Gespräch in Gesellschaft bei Johanna Schopenhauer, Biedermann II, S. 149 (Winter 1806/07).

[3]) An Eichstädt 16. Januar 1805, IV, 17, 239.

[4]) IV, 17, 245.

[5]) Bei Gmelin 4. Oktober 1815, Biedermann III, S. 252.

[6]) An Fürst Lichnowsky 23. Januar 1811, IV, 22, 25.

[7]) I, 36, 72.

mäßigte ehrenvolle Erwähnung verdienen“ [1]). Nicht ganz so reiches Lob läßt er Grübel zu teil werden, da ihm die Nürnberger Mundart nicht so gefällt: „In Oberdeutschland, wo man mit dieser oder ähnlicher Mundart bekannt ist, wird man ihn mit Vergnügen lesen, aber auch in Sachsen und Niederdeutschland wird er jedem Freunde deutscher Art und Kunst willkommen sein, umsomehr als sich die Gedichte sämtlich mit geringer Mühe in ein verständliches Deutsch übertragen lassen und jeder, der sich übt, sie auf eine solche Weise vorzulesen, mit den meisten derselben jede geistreiche und heiter gestimmte Gesellschaft angenehm unterhalten wird“ [2]). „Wären die Arbeiten unsers Dichters in reinem Deutsch geschrieben, so brauchte es weiter keiner anzeigenden Empfehlung, da man aber das Gute derselben aus der Schale der wunderlichen Mundart herausklauben muß, so wird es wohlgetan sein, den Leser auf einiges aufmerksam zu machen“ [3]). „Sein Dialekt hat zwar etwas Unangenehmes, Breites, ist aber doch seiner Dichtart sehr günstig“ [4]). Er erwähnt in einem Briefe an Eichstädt dieselben Gedichte, „die ich ceteris paribus den allemannischen wohl an die Seite setzen möchte“ [5]), und ihre Rezension [6]). Über Arnolds Pfingstmontag

[1]) An J. H. Meyer 1. September 1820, IV, 33, 184.

[2]) Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart (1798), besprochen I, 40, 243.

[3]) Ebenda S. 245.

[4]) Ebenda S. 311 (1805), Rezension der Gedichte.

[5]) 16. Januar 1805, IV, 17, 239.

[6]) An Eichstädt 23. Januar 1805, ebenda S. 245.

hat er schon in den Tag- und Jahresheften 1817 (I, 36, 129) seine Freude ausgesprochen: „Dagegen war der Pfingstmontag von Professor Arnold in Straßburg eine höchst liebenswürdige Erscheinung. Es ist ein entschieden anmutiges Gefühl, von dem man wohltut, sich recht klares Bewußtsein zu geben, wenn sich eine Nation in den Eigentümlichkeiten ihrer Glieder bespiegelt: denn ja nur im Besondern erkennt man, daß man Verwandte hat, im Allgemeinen fühlt man immer nur die Sippschaft von Adam her. Ich beschäftigte mich viel mit gedachtem Stück und sprach mein Behagen daran aufrichtig und umständlich aus." Dann bespricht er es in einer im Jahre 1820 gedruckten Rezension[1]). Gleich im Anfange hebt er „das große Verdienst dieses Kunstwerks um die deutsche Sprache" hervor, „jenen bedeutenden Straßburger Dialekt und nebenher die verwandten oberdeutschen lebhaft und ausführlich dargestellt zu haben". Den Hauptvorzug des Lustspiels vor jedem dialektischen Lexikon setzt Goethe nun in folgendes: „Wenn man auch keineswegs den Nutzen ableugnen darf, der uns durch so manche Idiotiken geworden ist, so kann man doch nicht ableugnen, daß jene soeben berührten, in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannigfaltigen Abstufungen unter der Form eines alphabetischen Lexikons nicht bezeichnet werden können, weil wir nicht erfahren, wer sich dieses oder jenes Ausdrucks bedient und bei welcher Gelegenheit? Deswegen wir auch in solchen Wörterbüchern hie und da

[1]) I, 41, 1, 147—168; vergl. 242 ff.

die nützliche Bemerkung finden: daß z. B. ein oder das andere Wort von gemeinem und gemeinstem Volke, wohl auch nur von Kindern und Ammen gebraucht werde“ [1]). „Wir maßen uns nicht an, die durchgängigen Feinheiten alle zu unterscheiden, zu beurteilen, aber glauben behaupten zu dürfen, daß unter die genannten Personen alle Abstufungen der Sprache verteilt sind, an welchen man Stand, Beschäftigung und Sitten auf das Entschiedenste gesondert erkennen kann; deswegen wir denn diesem Werke den Ehrennamen eines lebendigen Idiotikons wiederholt zu gewinnen wünschen“ [2]). Noch fünfzehn Jahre später spricht er bei plattdeutschen Gedichten von seiner Vorliebe für solche lebendigen Wörterbücher: „Erfreulicher kann ich sprechen von den plattdeutschen Gedichten des guten Babst. Sie interessieren mich sehr, indem ich für solche lebendige Idiotikons höchst eingenommen bin und sie, wie sie sich vorfinden, benutze und bekannt mache. Mögen Sie die Güte haben, mir von diesem Manne, seinem Lebensgange, seiner gewiß braven, bürgerlichen Totalität nähere Nachricht zu geben, so würden Sie mich sehr verbinden. Er gibt mir Gelegenheit auszusprechen, was ich längst im Sinne habe, und er wird dabei nicht übel fahren, nur müßte der Sohn und Herausgeber sich entschließen, ein paar Bogen Worterklärungen anzufügen. Mich lassen die drei Abende her, die ich mich damit beschäftige, sämtliche niederdeutsche Idiotiken im Stich, die ich um

[1]) Ebenda S. 147 f.
[2]) Ebenda S. 164.

mich versammeln konnte. Ich wollte recht gern andeuten, daß nicht zu wenig und nicht zu viel geschähe, und wenn dies Hindernis gehoben wäre, müßte das Heft durch ganz Deutschland durchdringen. Haben Sie die Güte, mich von den persönlichen Verhältnissen des Herausgebers und Verlegers zu unterrichten" [1]). Wie er auf Babsts plattdeutsche Gedichte aufmerksam wurde, schildert er in den Tag- und Jahresheften vom Jahre 1820: „Von Both und Gemahlin aus Rostock, ein wertes Ehepaar, durch Herrn von Preen mir näher verwandt und bekannt, brachten mir eines Natur- und Nationaldichters, D. G. Babsts Produktionen, welche sich neben den Arbeiten seiner Gleichbürtigen gar wohl und löblich ausnehmen. Höchst schätzbar sind seine Gelegenheitsgedichte, die uns einen altherkömmlichen Zustand in festlichen Augenblicken neu belebt wieder darstellen" [2]). Er beschäftigt sich mit ihnen laut Tagebuch am 30. und 31. Oktober, am 2. und 3. November des Jahres [3]). Seine augenscheinlich durch Boths Entgegenkommen ermöglichte, in dem oben ausgeschriebenen Briefe angedeutete Absicht, von Babsts Leben zu berichten und seine Gedichte einzuführen, hat er im Jahre 1822 in einem Vorworte zum „deutschen Gil Blas" [4]) ausgeführt, in dem er jedoch nur über den Charakter und

[1]) Brief an v. Both 3. November 1820, IV, 34, 7.

[2]) I, 36, 182 f.

[3]) III, 7, 243 u. 244.

[4]) „Sie werden in dem Vorwort einiges über Ihren guten Babst finden, den ich als einen wackern Naturdichter anspreche." (An v. Both 9. Mai 1822, IV, 36, 35.)

den Inhalt der „höchst anmutigen Dichtungen" redet, aber nicht über ihre sprachliche Eigentümlichkeit[1]). Ob in der von Goethe und dem jungen Voß gemeinsam verfaßten Rezension der Lyrischen Gedichte von Johann Heinr. Voß gerade die Hauptstelle über das Niederdeutsche von Goethe angefertigt ist, ist sehr fraglich; sie lautet: „Zu einem liebevollen Studium der Sprache scheint der Niederdeutsche den eigentlichsten Anlaß zu finden. Von allem, was undeutsch ist, abgesondert, hört er nur um sich her ein sanftes, behagliches Urdeutsch, und seine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja wenn er ans Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen, tönen ihm die Grundsilben seiner Mundart entgegen, und so empfängt er manches Eigene, das er selbst schon aufgegeben, von fremden Lippen zurück, und gewöhnt sich deshalb mehr als der Oberdeutsche, der an Völkerstämme ganz verschiedenen Ursprungs angrenzt, im Leben selbst auf die Abstammung der Worte zu merken"[2]). Die Kritiker sind sich nicht einig über die Urheberschaft dieses Abschnittes. Biedermann (bei Hempel Bd. 29, 437 Anm.) schreibt ihn Goethe zu, ebenso Martin[3]). Witkowski (Nationalliteratur Bd. 31, 78) und Hecker (Weimarer Ausgabe I, 40, 453) lassen es dahingestellt. Ich möchte es für wahrscheinlicher halten, daß diese Worte von Voß verfaßt sind. Erstens bezeugt er selbst (I, 40, 453), daß er den letzten Teil über Sprache, Rhythmik und Mythologie

[1]) I, 42, 1, 97 ff.
[2]) 1802. I, 40, 278.
[3]) Straßburger Goethevorträge 1899, S. 24.

ausgearbeitet habe, und unmittelbar vor der oben ausgeschriebenen Stelle über die niederdeutsche Sprache stehen als Übergang zu einem neuen Teile die Worte: „Sprache und Rhythmus" (a. a. O. Zl. 3). Ferner findet sich bei Goethe sonst nirgends eine besondere Zuneigung zum Niederdeutschen als solchem, auch nicht in seinen oben angeführten Äußerungen über Babsts Gedichte, sondern eher das Gegenteil. „Die Niedersächsin wird schön mit ihrem Niedersächsisch und dem Norden geschoren. Goethe lobt das Oberländische" [1]). Vielleicht könnte man auch den Tadel der Sprache des Schauspielers Grüner in Frankfurt hierherziehen: „Seine Sprache ist äußerst preußisch, und auch das Spiel ... hat eine gewisse anmaßliche Gewandtheit" [2]).

Wie es sich auch mit diesem S. 82 angeführten Urteil über das Niederdeutsche verhalten mag, wir haben jedenfalls gesehen, mit welcher Teilnahme Goethe die literarischen Erzeugnisse der deutschen Mundarten verfolgt, und werden es daher sehr begreiflich finden, daß er zuweilen auch Anregungen zur Erforschung der Dialekte — ähnlich seinem Verhalten zu der deutschen Sprache überhaupt — gibt. Mit ausdrücklichen Worten vergleicht er die Bestrebungen, das Gemeinsame ganzer Völker aufzusuchen und in der sogenannten Weltliteratur (S. 181 ff.) zu vereinigen, mit dem Wunsche, die „einzelnen Provinzen" eines Landes in gegenseitigem Kennenlernen und in gegen-

[1]) Bei Gmelin 4. Oktober 1815, Biedermann III, S. 252.

[2]) „Reise in die Schweiz" (1797) I, 34, 1, 236 f.

seitiger Anerkennung durch Herstellung eines allgemeinen „deutschen Sprachschatzes" und durch wechselseitige Übertragung hochdeutscher und mundartlicher Erzeugnisse einander näher zu bringen und so auf eine höhere Stufe der Kultur zu stellen, ohne dabei der berechtigten Eigenart eines jeden zu nahe zu treten. „Man vereinigte sich sodann über einen zu erlassenden Aufruf wegen der Idiotiken; diesem wäre freilich schon die möglichste Bedeutsamkeit zu geben. Man teilte Deutschland in Provinzen ein, je nachdem sie sich verschiedner Dialekte bedienen, man zeigte an, von welchen Gegenden Idiotiken vorhanden sind, bezeichnete ihren Wert und zöge die nötigen Linien zur Anleitung für künftige Sammler. Man forderte diejenigen auf, die sich bisher im Stillen mit diesem Geschäft abgegeben, mit in Verbindung zu treten, und so sähe man, inwiefern sich nach und nach eine Masse von Liebhabern sammelte, welche den Stoff herbei zu führen geneigt wäre" [1]). Den Verfasser der allemannischen Gedichte ermuntert er folgendermaßen: „Möge es doch dem Verfasser gefallen, auf diesem Wege fortzufahren, dabei unsere Erinnerungen über das innere Wesen der Dichtung vielleicht zu beherzigen, und auch dem äußeren technischen Teil, besonders seinen reimfreien Versen, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, damit sie immer vollkommener und der Nation angenehmer werden mögen! Denn so sehr zu wünschen ist, daß uns der ganze deutsche Sprachschatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt wer-

[1]) IV, 17, 306; vergl. S. 64, Anm. 1 (1804).

den, so ist doch die praktische Mitteilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender. Vielleicht könnte man sogar dem Verfasser zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Kultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt, es ebenso ein Schritt zur Kultur der einzelnen Provinz sein muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen gibt. Versuche doch der Verfasser aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt zu übersetzen. Haben doch die Italiener ihren Tasso in mehrere Dialekte übersetzt. Nachdem wir nun die Zufriedenheit, die uns diese kleine Sammlung gewährt, nicht verbergen können, so wünschen wir nur auch, daß jenes Hindernis einer für das mittlere und niedere Deutschland seltsamen Sprech- und Schreibart einigermaßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation diesen erfreulichen Genuß zu verschaffen. Dazu gibt es verschiedene Mittel, teils durch Vorlesen, teils durch Annäherung an die gewohnte Schreib- und Sprechweise, wenn jemand von Geschmack das, was ihm aus der Sammlung am besten gefällt, für seinen Kreis umzuschreiben unternimmt, eine kleine Mühe, die in jeder Sozietät großen Gewinn bringen wird" [1]). (Daß diese Annäherung an die gewohnte Schreib- und Sprechweise, die Umschreibung ins Hochdeutsche, zu der er hier rät, ihr Bedenkliches hat, da Inhalt und Form kaum voneinander zu trennen sind, hat er später selbst un-

[1]) I, 40, 304 f. (1804).

mittelbar empfunden, als Hebel selber genau nach obenstehendem Rate in seiner Gegenwart eins seiner eigenen Gedichte ins Hochdeutsche übersetzte. „Goethe ward grimmig darüber; man sollte doch dem Dichter die Ehre antun, seine Sprache zu lernen“) [1]). Auch der „Pfingstmontag“ wird, so hofft er, Nachahmer finden: „Das sämtliche obere Deutschland, die Schweiz mit eingerechnet, wird aus diesem verwandten Kunstwerk Freude und Nutzen ziehen, und vielleicht ermutigt sich ein ähnliches Talent zu gleicher Darstellung verwandter Zustände“ [2]). Diese seine schwerwiegende Empfehlung fand dann auch sofort in den bezeichneten Gegenden günstigen Boden, was ihm Anlaß zu weiteren Ermahnungen in dem von uns S. 83 f. angegebenen Sinne der Vereinigung und Sonderung gibt. „Unsere Entwicklung des Pfingstmontags ist in Straßburg abgedruckt und also schon der ersten Ausgabe als Vorwort angeeignet worden. Auch in Schwaben fand unser überrheinisches Lust- und Sittenspiel eine freundlichste Aufnahme, man verstand es leicht und vergnügte sich an Sprach- und Stammverwandtschaft: denn hier glaubte man das lebendigste Zeugnis zu sehen, wie die Anwohner der beiden Rheinufer wohl einen gleichen Ursprung anerkennen dürften. In Mitteldeutschland machen sich Gesellschaften [3]) gebildeter Personen, obgleich mit einiger

[1]) Bei Gmelin 4. Oktober 1815, Biedermann III, S. 252.

[2]) I, 41, 1, 168, gedruckt 1820.

[3]) Mit Dialektforschung und Verzeichnissen mundartlicher „Idiotika“ befaßte sich z. B. die „Berlinische Gesell-

Mühe, das Geschäft, diesem Werke sein Verdienst abzugewinnen, gefördert durch Hebels Gedichte, welche man längst gern und schon mit Leichtigkeit aufnimmt. Und hiermit würde denn der Weg zu einer wahrhaften, einzig möglichen, geistigen Sprachverbindung der Deutschen gebahnt. Hörten wir doch dagegen vor einigen Jahren, wo man zu so viel Wunderlichem schweigen mußte, gar unbedachte Reden; es hieß: die Deutschen sollten ihre verschiedenen Zungen durcheinandermischen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich die seltsamste Sprachmengerei! zu Verderbnis des guten, sondernden Geschmackes nicht allein, sondern auch zum innerlichsten Zerstören des eigentlichen Charakters der Nation; denn was soll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutralisieren will? Alle Sprachverschiedenheit ruht auf der Mannigfaltigkeit der Organe, und diese hängen wieder von mannigfaltiger Totalität menschlicher Organisation ab, die sich weder im Einzelnen noch im Ganzen verleugnen kann; sodann entscheiden Jugendeindrücke, Zusammenbildung der Gehör-, Sprach- und Denkwerkzeuge. Lassen wir also gesondert, was die Natur gesondert hat, verknüpfen aber dasjenige, was in großen Fernen auf dem Erdboden auseinandersteht, ohne den Charakter des Einzelnen zu schwächen, in Geist und Liebe!" [1])

schaft für deutsche Sprache" (S. 102, Anm. 1), an die wohl in den nun folgenden Worten des Dichters hauptsächlich gedacht wird.

[1]) „Nachtrag zum Pfingstmontag" I, 41, 1, 243 f. (1821).

c.

Aus dieser Wertschätzung der Dialekte folgt, daß er sich eine Regelung seiner Sprache in Wort und Schrift verbat und eine mundartliche Färbung nicht vermied, und zwar mit Absicht, denn die bloße Tatsache als solche gehört nicht hierher und würde nichts für seine Anschauungen beweisen, da sie aus dem Unvermögen, rein zu sprechen, hervorgehen könnte. Er ist sich aber des eigentümlichen Wertes solcher Aussprache bewußt gewesen und hat sich gegen übertriebene Ansprüche in dieser Hinsicht energisch gewehrt. Er gibt zu bedenken, daß in Leipzig „mit der Aussprache zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischer Charakter sollten aufgeopfert werden", und nennt dieses „eine unerträgliche Forderung" [1]). Wilhelm Grimm berichtet, daß bei seinem Besuche in Weimar 1809 sich jemand vor Goethe beklagt habe, ihm sei in Norddeutschland seine süddeutsche Aussprache zum Vorwurf gemacht worden; da habe Goethe erwidert: „Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen; der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist" [2]). Dies hält er aufrecht trotz seiner Behauptung: „Die Deutschen, denen es am leichtesten fällt, zu schreiben, wie sie sprechen" [3]). Dasselbe gilt von seinen Werken. Die Absichtlichkeit

[1]) Dichtung und Wahrheit I, 27, 58 u. 59.

[2]) Grimm, Kleine Schriften I, S. 512, vergl. Biedermann IX, 2, S. 3 f.

[3]) „Noten und Abhandlungen zum Divan: Revision" I, 7, 253 (ums Jahr 1820).

der ſtarken mundartlichen Färbung in ſeinem „Götz" betont er ausdrücklich gegen Göttling, der ihm in einem Schreiben vom 22. Mai 1825 den Vorſchlag gemacht hatte, nicht —s zu ſchreiben, da es im Plural keine eigentlich deutſche Flexion ſei (z. B. Kerls, Uhus, Bräutigams). Der Dichter weiſt dieſe Forderung ab durch die Randbemerkung: „Als oberdeutſche Anklänge beibehalten" [1]). Höflich, aber beſtimmt wehrt er ein ähnliches Anſinnen ab, das Wort „bidmen" zu entfernen aus dem Gedichte „Jubiläum", wo die ſiebente Strophe lautet:

Er, nach langer Jahre Sorgen,
Wo der Boden oft gebidmet,
Sieht nun Fürſt und Volk geborgen,
Dem er Geiſt und Kraft gewidmet [2])

mit den Worten: „Wegen meiner oberdeutſchen poetiſchen Licenz muß ich um Verzeihung bitten, uns andern Sang- und Klang-Männern iſt es gar zu Not, das Reimregiſter zu vermehren" [3]). Doch erlaubt er eine erklärende Anmerkung: „Überlaſſen ſei es jedoch, ob Sie die unten angefügte, ein oberdeutſches Wort erklärende Note beibehalten wollen. Es iſt vielleicht nicht übel getan, einen ſolchen Anſtoß gleich wegzuräumen" [4]). Dieſe Bemerkung lautet: „Bidmen oberdeutſch für beben" [5]). Damit iſt zugleich aber

[1]) I, 8, 322, Lesarten.
[2]) I, 2, 155.
[3]) An v. Voigt 4. Januar 1815, IV, 25, 133.
[4]) An Eichſtädt 10. Januar 1815, IV, 25, 140.
[5]) I, 2, 334.

auch eine gewisse Anhänglichkeit an altertümliche Ausdrücke gegeben, die sich eben öfters in der mundartlichen Redeweise länger erhalten (z. B. das eben genannte „bidmen", das in unmittelbarer Folge aus dem Mittelhochdeutschen stammt). So wird sich seine oft ausgesprochene Vorliebe für die Mundarten mit der für das Altertümliche oft decken; von der Neigung zu letzterer spricht er aber ausdrücklich in der schon S. 71 angeführten Stelle aus Dichtung und Wahrheit: „Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt sein, sowie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke. Ich sollte vergessen, daß ich den Geiler von Kaisersberg gelesen hatte . . ." [1]). Augenscheinlich macht er sich auch ein wenig lustig über dergleichen Regelungen Zelter gegenüber in der Bemerkung: „Sobald ich in Tennstedt angelangt bin, in Gottes großer Kaserne mein Käfterchen (nach neuer deutscher Mundart: ‚meine Kofe') bezogen habe, sende ich einen Brief an dich" [2]). Vielleicht bezieht sich diese Bemerkung auf Campes 1807/11 erschienenes Wörterbuch der deutschen Sprache, in dem „Kofe" ohne landschaftliche oder zeitliche Einschränkung als Behälter oder Raum bezeichnet wird (2. Teil, S. 994), während „Käfter" und „Käfterchen" als oberdeutsche Worte angegeben werden (ebenda S. 863 unter „Käfig"). — Reine Aussprache verlangt er nur auf der Bühne, hier aber auch unbedingt. Am bestimmtesten und ausführlichsten

[1]) I, 27, 59.
[2]) 22. Juli 1816, IV, 27, 118.

wird dies in den „Regeln für Schauspieler" gesagt, so gleich § 1: „Wenn mitten in einer tragischen Rede sich ein Provinzialismus eindrängt, so wird die schönste Dichtung verunstaltet und das Gehör des Zuschauers beleidigt. Daher ist das Erste und Notwendigste für den sich bildenden Schauspieler, daß er sich von allen Fehlern des Dialekts befreie und eine vollständige reine Aussprache zu erlangen suche. Kein Provinzialismus taugt auf die Bühne" [1]). § 2: „Wer mit Angewohnheiten des Dialekts zu kämpfen hat, halte sich an die allgemeinen Regeln der deutschen Sprache und suche das neu Anzuübende recht scharf, ja schärfer auszusprechen, als es eigentlich sein soll. Selbst Übertreibungen sind in diesem Falle zu raten, ohne Gefahr eines Nachteils; denn es ist der menschlichen Natur eigen, daß sie immer gern zu ihren alten Gewohnheiten zurückkehrt und das Übertriebene von selbst ausgleicht" [2]). „Besonders warnte er vor allem Dialekt, wobei er die dem Sachsen eigene offene Aussprache des e, wie ‚geben', ‚leben' (in Sachsen oft wie ‚gäben', ‚läben') als ihm besonders gehässig bezeichnete" [3]). Mittelbar sagt er dasselbe in den Tag- und Jahresheften 1791 über das Hoftheater in Weimar: „Sie [nämlich die Gesellschaft Belluomos] war aus Oberdeutschland gekommen, und man hatte sich mit jenem Dialekt im Dialog, um des guten Gesanges

[1]) 1803. I, 40, 139.
[2]) Ebenda S. 140.
[3]) Mit Schmidt (Anfang 1801), Biedermann I, S. 219.

willen, befreundet“ [1]). „Ich habe in meiner langen Praxis, sagte Goethe, Anfänger [nämlich auf der Bühne] aus allen Gegenden Deutschlands kennen gelernt. Die Aussprache der Norddeutschen ließ im ganzen wenig zu wünschen übrig; sie ist rein und kann in mancher Hinsicht als musterhaft gelten. Dagegen habe ich mit geborenen Schwaben, Österreichern und Sachsen oft meine Not gehabt. Auch Eingeborene unserer lieben Stadt Weimar haben mir viel zu schaffen gemacht“ [2]). „Bemerkte ich Fehler des Dialogs und sogenannte Provinzialismen, so drang ich darauf, daß er sie ablege, und empfahl ihm zu geselligem Umgange und freundlicher Übung ein Mitglied der Bühne, das davon durchaus frei war“ [3]). An einem jungen Manne, der gern Schauspieler werden wollte, rühmt er, daß „seine Aussprache rein“ sei [4]). Bei einem Rückblick auf den früher unvollkommenen Zustand des Theaters, wo man sich „auf eine genügsame Weise“ [5]) vergnügte, hebt er auch als auffällig hervor, daß die „Gattin des Direktor Belluomo mit einer leidlichen Stimme, einem völlig oberdeutschen Dialekt und einem unscheinbaren Äußeren mehrere Jahre die ersten Liebhaberinnen vortrug“ [6]).

---

[1]) I, 35, 17.

[2]) Mit Eckermann 5. Mai 1824, Biedermann V, S. 76.

[3]) Mit Eckermann 14. April 1825, Biedermann V, S. 172.

[4]) An v. Retzer 27. April 1801, IV, 15, 220.

[5]) An v. Voigt 9. Dezember 1808, IV, 20, 256, Zl. 16.

[6]) Ebenda Zl. 12 ff.

d.

Bei so großem Interesse des Dichters für alles Mundartliche auf literarischem Gebiete ist recht auffallend der beinahe vollständige Mangel an eigener, unmittelbarer Beobachtung solcher Erscheinungen auf Reisen oder bei sonstigen ähnlichen Gelegenheiten. Im eigentlichsten Sinne gehört nur folgende Bemerkung in seinem Tagebuche auf einer Reise nach Pyrmont am 13. Juni 1801 bei Scharfoldendorf dazu: „Die Sprache alles platt, z. B. ‚In Büber mut mä nits senken'. Einem Bauer muß man nichts schenken. ‚Wat sägt hä da dau'. Was sagst du dazu" [1]). Höchstens wären hier noch die wenigen Aufzeichnungen auf deutschsprachlichem Gebiete zu nennen, die sich in den in der Straßburger Zeit 1770 verfaßten „Ephemerides" an einzelnen Stellen finden: „Im Elsaß heißt die Terminei Bann, der Feldschütze Bannkert" [2]). „Das Wort Weihe bedeutet heilig. Diterich von Stade. Erklärung deutscher Wörter. S. 717" [3]). „Spännungen: Irrungen. Am Staden noch in Straßburg gebräuchlich. Gay gemauerter Platz vom Wasser an die Häuser wahrscheinlich von Gestade" [4]). „Stumpfreden Schimpf-

[1]) III, 3, 22, Zl. 10 ff.

[2]) I, 37, 109, Zl. 7 f.; letzteres Wort findet sich nicht in Grimms Wörterbuch.

[3]) Ebenda S. 108, Zl. 3.

[4]) Ebenda S. 112, Zl. 25 ff. Der ganze Satz soll eine Erklärung des Wortes „am Staden" sein; dazwischen ist Gay, augenscheinlich = Quai, also der französische Ausdruck dafür, eingeschoben.

reden. Das Geraib alles Eingeweide der abgeschlachteten Tiere oder vielmehr alles, was nicht als Fleischstück verkauft wird. Z. E. Kopf, Zunge[1]). Ringerung. Gaffeln Zünften[2]). Panzerfegen zwingen und dringen"[3]). Doch war der Dichter zu diesen Bemerkungen wohl durch Herder und auch durch das oben genannte Lexikon Stades angeregt[4]), und sie verdanken nur zum kleinsten Teil eigenen Beobachtungen ihren Ursprung. Rein sprachlicher Natur sind die Aufzeichnungen auch nicht. Jedenfalls hat dies nur mittelbare Interesse auch nicht lange vorgehalten, denn die sehr spärlichen Aufzeichnungen, die man noch dazu rechnen könnte, gelten fast alle dem Interesse an der Person, die sie gebraucht, oder an dem Gegenstande (siehe S. 95), von dem die Rede ist, nicht an der Sache, d. h. an der sprachlichen Erscheinung selbst. So aus dem Briefe aus Zürich an Sophie v. La Roche: „An Lavaters Pult. 12. Juni 1775 . . . ‚Man kann frisch zuschneiden [Anmerkung Goethes:] (für schneiden sagen sie hauen. Ein Stück Brot abhauen), wenn man sieht, daß es vollauf ist', sagte er [Lavater], freilich in seinem Ton und Sprache"[5]). „Die Nebel fielen, wann wir in unserer Landssprache sagen: es regnete"[6]). „Man sagt auch hier zu Land:

---

[1]) Ebenda S. 113, Zl. 1 ff.
[2]) Ebenda Zl. 26 f.
[3]) Ebenda S. 114, Zl. 10.
[4]) Schöll, Briefe und Aufsätze S. 67.
[5]) IV, 2, 267 f.
[6]) An Charlotte v. Stein 9. Oktober 1779, IV, 4, 75.

‚auf dem Wagen reiten‘“ [1]). „Die tiefe Sanftmut seines [Lavaters] Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizerdialekt und wie manches andere, was ihn auszeichnete, gab allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung“ [2]). „Wagte man sich allenfalls darüber [über die Grenzen der Sitte im Gespräch] hinaus, so pflegte er einem auf die Achsel zu klopfen und den Verwegenen durch ein treuherziges ‚Bisch guet‘ zur Sitte aufzufordern“ [3]). Zu solchen eigenen Beobachtungen sprachlicher Erscheinungen gehören auch folgende Worte aus seinem Schweizer Tagebuche vom Jahre 1775, III, 1, S. 6, Zl. 14: „20 [Juni] ½7 nach dem Steeg. Fische gebachen geschmackt“, und ebenda Zl. 17: „½8 in Wasen. Strahlen“. Nach der Ausführung dieser Tagebuchbemerkungen in „Dichtung und Wahrheit“ Buch VIII (I, 29, S. 120 oben) ist er nämlich am 20. Juni 1775 in „Amstäg“ angelangt, „wo man uns gebackene Fische gar schmackhaft bereitete“ und am Abend (ebenda S. 120 u. 121) in Wasen, wo ihnen „Krystalle“ angeboten wurden, die man ja auch jetzt noch in der Schweiz „Strahlen“ nennt. Er hat also die Worte „gebachen“, „geschmackt“ und „Strahlen“ nicht um ihrer selbstwillen, d. h. wegen des allemannischen Ausdrucks aufgeschrieben, wie es nach Morris’ Worten scheinen könnte: „Die schweizerischen Wörter, die ihm bei der Mahlzeit in Amsteg

[1]) Ebenda S. 76.
[2]) Dichtung und Wahrheit 14. Buch, I, 28, 265 (1813).
[3]) Ebenda S. 271.

auffallen, notiert sich Goethe sogleich“ [1]). Vielmehr waltet auch hier das Interesse an dem Gegenstande selbst vor; er drückt das Gesehene und Erlebte nur in den Lauten aus, die er an Ort und Stelle gerade gehört hat, ähnlich, wie er gleich darauf, wo er eine Schneelawine gesehen und wo er Käse gegessen hat, von „Schnee Laue“ und von „Käss“ redet (ebenda III, 1, S. 6, Zl. 16 u. 23). Dies dichterisch-lebendige — unter anderem auch im „Götz“ geübte — Sichhineinversetzen in die Sprechweise seiner augenblicklichen Umgebung ist aber doch etwas anderes als Interesse an der sprachlichen Form als solcher, als eine Sammlung lautlich merkwürdiger Ausdrücke, die außerhalb des Zusammenhangs aufgezeichnet wären. Daß er den Dialekt mit zu den besonderen bemerkenswerten Eigentümlichkeiten eines Landes rechnet, könnte man vielleicht noch aus dem Briefe folgern, in dem er David Heß für die Übersendung seiner Lebensbeschreibung des Landvoigts von Greifensee, Salomon Landolfs, dankte: „Wie vollständig das [die Freude an der Sendung] gewesen sei, können Sie, trefflicher Mann, am besten sich überzeugen, wenn ich vermelde, daß Freund Meyer, seinen heimischen Dialekt nie völlig verleugnend, auf der Stelle zu lesen anfing und sowohl durch Ton als durch aufklärende Noten Entfernung sowie Vergangenheit völlig aufhob, und wir uns am Greifen- und Zürichsee einer bedeutenden, anmutigen Gegenwart erfreuen konnten“ [2]). —

[1]) Morris, „Goethes erste Schweizer Reise 1775“, Schriften der Goethegesellschaft 1907, S. 31.

[2]) An David Heß 11. Januar 1821, IV, 34, 90 f.

Und nun halte man mit diesen so dürftigen Bemerkungen die so zahllosen und auf scharfer und gründlicher Beobachtung beruhenden Schilderungen von Zuständen auf dem Gebiete der Geologie, Erdkunde, Pflanzenkunde, Wetterkunde, staatlichen und gesellschaftlichen Verfassung, Kultur, des Aussehens u. s. w. zusammen, die zum Teil bis ins Allereinzelste gehen! Z. B. auf der Schweizerreise im Jahre 1797 in Schaffhausen am 17. September: „Bemerkung eines gewissen stieren Blicks der Schweizer, besonders der Zürcher“ [1]). Oder: „Die Birnen von Unterwalden sind eigentlich nur wegen einer Pomologischen Frage beigefügt. Ich wünschte nämlich zu wissen, ob diese Obstsorte auch am Zürcher See so fleischicht und aufgetrieben wächst, oder ob diese Eigenschaft sich von dem feuchten Boden und Klima von Stanz herschreibt“ [2]). Auf dem Wege nach Italien beschreibt er wohl das Aussehen der Menschen [3]), aber die Sprache erwähnt er erst, als er auf italienisches Gebiet kommt in Roveredo, „wo die Sprache sich abschneidet“ [4]). Besonders bezeichnend ist auch das Fehlen der Sprache in dem Reiseschema zur Reise in die Schweiz 1797, das er mit noch nicht dagewesener Gründlichkeit aufgestellt hat, und das sonst alle nur denkbaren Gesichtspunkte bis zur „Gestalt“, dem „Brot“, dem „Bier“, den „Gartenhäusern“ u. s. w. enthält [5]).

[1]) Tagebücher III, 2, 143, Zl. 26.
[2]) An Escher (1797) IV, 18, 77.
[3]) Z. B. I, 30, 23 f.
[4]) Ebenda 11. September, S. 39.
[5]) I, 34, 2, 61 f.

Desgleichen macht er seinen Sohn August, der von Heidelberg aus eine Rheinreise beabsichtigte, auf alles andere, nur nicht auf die Sprache aufmerksam: „Nur wünschte ich, daß du als ein fleißiger Heftschreiber auch ein Reiseheft schriebst, nicht um die Gegenden zu beschreiben, sondern nur von manchen Lokalitäten, Menschen, Gasthöfen, Preisen, gegenwärtigen Zuständen, Gesinnungen und dergleichen eine feste Notiz zu behalten“ [1]). Bei dem sonstigen Interesse für die deutschen Mundarten ist dieser Mangel umso auffallender, als in dem Reiseschema für Italien die einzelnen Dialekte nicht zu kurz kommen: „Sprache: Weich in niedrigen Gegenden. Hart in Berghöhen. Venetianer. Bologneser. Saneser. Florentiner. Römer. Neapolitaner“ [2]). So hört er auch in Venedig den beiden deutschen Pilgern nicht an, aus welcher Gegend sie stammen, sondern drückt sich folgendermaßen aus: „Als ich vernahm, daß es Deutsche seien, keiner andern Sprache mächtig, gesellte ich mich zu ihnen und vernahm, daß sie aus dem Paderbornischen herstammten“ [3]). Wenn nun auch das wissenschaftliche Studium der deutschen Mundarten in Deutschland erst gegen das Ende seines Lebens einsetzte — Schmellers „Mundarten Bayerns“ erschienen erst im Jahre 1821 —, so war doch schon viel früher im achtzehnten Jahrhundert durch Herders Schriften „Von deutscher Art und

[1]) An August v. Goethe 10. Juli 1809, IV, 21, S. 2.

[2]) „Vorbereitung zur zweiten Reise nach Italien“ I, 34, 2, 159.

[3]) „Italienische Reise“ I, 30, 99; 28 September 1786.

Kunst" und „Stimmen der Völker" die Aufmerksamkeit in Liebhaberkreisen auf die Mundarten gelenkt. So kann Friedrich Nicolai in seiner „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781", in der er viel über den Wert der Mundarten spricht, bezeugen: „Man ist allgemein damit einverstanden, die Dialekte der Gegenden und Provinzen, die man bereiset, für einen der Aufmerksamkeit der Reisenden nicht unwürdigen Gegenstand zu halten und demjenigen zu danken, der seine Bemerkungen darüber mitteilt" [1]). Jedenfalls bleibt ein solcher fast gänzlicher Ausfall gerade auf diesem einen Gebiete bei Goethes sonst so scharfer, allumfassender Beobachtungsgabe immerhin auffallend und kann auch nicht genügend dadurch erklärt werden, daß er zu den Poeten gehört, die „nun einmal keine grammatische Ader in sich fühlen" [2]). Eher könnte man zur Erklärung einen Bericht des Kanzlers v. Müller anführen, aus dem hervorgeht, daß er der Sprache nur geringen Einfluß auf die Wesenseigentümlichkeiten der Bevölkerung eines Landstriches zuschreibt: „Am meisten wirkten Berge auf die Verschiedenheit der Sitten und Charaktere, weit mehr als Klima und Sprache. Viel Scharfsinniges und fast Fabelhaftes erzählte er von seinen Wolkenstudien" [3]).

---

[1]) Siehe Socin, Schriftsprache und Dialekte S. 441.

[2]) An Wilhelm v. Humboldt 16. Juli 1798, IV, 13, 217.

[3]) Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller ed. Burkhardt, am 6. März 1818.

Vierter Abschnitt

Die Fremdwörter

a.

Verschaffen wir uns zunächst einen kurzen geschichtlichen Überblick über den Umfang der Äußerungen Goethes über den Gebrauch der Fremdwörter. Goethes Interesse an dieser Frage war kein gleichmäßig oder häufig wiederkehrendes, das er durch planmäßige Auseinandersetzungen an den Tag gelegt hätte, sondern es war hauptsächlich streitbarer, abwehrender Art solchen gegenüber, die seine eigene Schreibweise angegriffen hatten, und äußerte sich in gelegentlichen, zu gewissen Zeiten besonders gehäuften Aussprüchen, je nachdem ihn die Angriffe der Sprachreiniger reizten oder nicht. Dies geschah hauptsächlich zweimal. Zunächst im Jahre 1795. Im Frühjahr dieses Jahres hatten nämlich vierzehn von Campe angeführte Sprachfreunde eine Einladung erlassen zu einer „Gesellschaft deutscher Sprachfreunde" und gaben zu Braunschweig eine Zeitschrift heraus: „Beiträge zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache, von einer

Gesellschaft von Sprachfreunden" unter Campes Leitung, worin Schriften von Wieland, Herder und Goethe auf ihre Sprachreinheit und -richtigkeit hin geprüft wurden[1]). Z. B. werden Wieland in seinen „Grazien" ein Vorrat von 119 fremden Worten vorgehalten[2]). Diese „Beiträge" enthielten fortgesetzte „ausführliche Beurteilungen der deutschen Musterschriften in Betracht der Sprache", wobei in den Jahren 1796 und 1797 auch Goethes „Iphigenie" vorgenommen wurde und zwar in einer so schulmeisterlichen Art — neben anerkennenden Urteilen kommen Ausdrücke wie „überflüssig"[3]), „Störung des Vergnügens"[4]), „unnatürlich und falsch"[5]), „nüchterner Vers"[6]), „unangenehm, sprachwidrig"[7]) u. s. w. vor — daß wir die Abneigung des Dichters gegen diese Deutschtümler wohl verstehen und begreifen können; noch in späteren Jahren redet er von Leuten dieser Art als von „Aufpassern und Aufschnappern", „die nach der Diktion greifen" (siehe S. 10, Zl. 4 von unten). — In ähnlicher Absicht wurde im Januar des Jahres 1815 die „Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache" unter Hofrat Wolkes Vorsitz gegründet mit dem Zwecke, „daß sie die deutsche Sprache aus ihren eigenen Quellen und in ihrem ganzen Umfange ver-

---

[1]) Siehe Schriften der Goethegesellschaft VIII, 155.
[2]) „Beiträge" u. s. w. 1796, Bd. II, 4. Stück, S. 23.
[3]) A. a. O. Bd. I, 6. Stück, S. 6.
[4]) A. a. O. S. 7.
[5]) S. 9.
[6]) S. 12.
[7]) S. 20.

edeln wollte“[1]). Zu ihr gehörte als auswärtiges Mitglied auch der oben genannte Campe. Sie beschäftigte sich gleich im ersten Jahre ihrer Gründung unter anderem auch mit Fragen der Rechtschreibung und Wortbildung (siehe unter „Grammatisches“ S. 135), ihrem Zwecke gemäß auch mit Sprachreinigung (siehe S. 29 und 30 des unten angeführten Programms, Nr. 16—23). Diesen beiden ungefähr zwanzig Jahre auseinander liegenden besonders auffallenden Lebenszeichen der sogenannten Puristen entsprechen zwei Gruppen nicht minder lebhafter Äußerungen Goethes über diese Frage; die eine umfaßt den Xenienstreit, die andere seine Darlegungen zu Ruckstuhls sogleich zu erwähnendem Aufsatz. — Aus der frühesten Leipziger Zeit wären dann noch als zusammengehörige Gruppe die unter Gellertschem Einflusse stehenden Bemerkungen — Verbesserungen von Stellen aus Briefen seiner Schwester — hervorzuheben.

b.

Um uns nun eine möglichst deutliche Gesamtansicht über den Inhalt dieser Äußerungen zu verschaffen, knüpfen wir am besten an den im Jahre 1816 erschienenen Aufsatz Ruckstuhls über die deutsche Sprache an, der Goethes vollen Beifall fand. Wie er nach seiner ganzen Art, Studien zu treiben, sich in Fragen, deren genauere Behandlung ihm ferner lag, gern der Hilfe anderer bediente, oder

[1]) Siehe Koch, Programm des Berliner Dorotheenstädtischen Realgymnasiums 1894, Programmnummer 94.

wenn zufällig jemand in solchen Angelegenheiten schon ihm genehme Ansichten geäußert hatte, diese öffentlich pries und zu ihrer Verbreitung das Beste tat, so geschah das auch in diesem Falle, und zwar diesmal ganz besonders warm. Der in der „Nemesis" (Zeitschrift für Politik und Geschichte, herausgegeben von Luden, 8. Band, 3. Stück, 1816, S. 337—386) erschienene Aufsatz von Karl Ruckstuhl: „Von der Ausbildung der deutschen Sprache in Beziehung auf neue dafür angestellte Bemühungen" ist demnach in Ermanglung einer eigenen systematischen Zusammenfassung, und weil Goethe sich eben diese mit ausdrücklichen Worten zu eigen machte, für die Erkenntnis seiner Anschauungen ganz besonders wichtig und muß deshalb im Auszug, soweit er hierher gehört, wiedergegeben werden. Die Gründe, mit denen sich der Verfasser gegen den sogenannten Purismus wendet, sind folgende. S. 360: Die Sprachreinigung darf nicht dem Abschneiden eines Stückes Fleisch gleich sein, muß vielmehr von innen kommen. S. 361: Manche Fremdwörter können nicht genau übersetzt werden, z. B. perfide [1]). Für manche Begriffe hat der Deutsche kein eigenes Wort, da die Sache ihm selbstverständlich ist, z. B. naiv. Da das Leben in Wissenschaft und Kunst neue Ideen zu Tage fördert, so können die dafür von großen Männern erfundenen Worte kaum deutsche sein, z. B. das Herdersche ‚Humanität'. Die Wurzeln unserer Bildung liegen

[1]) Augenscheinlich mit Bezug auf Goethes bekannte Ansicht über dieses Wort. Siehe S. 113, Anm. 1.

in Griechenland und Rom. Die enge Gemeinschaft der jetzigen Kulturvölker verbietet eine solche Trennung. S. 367: Solche Wörter verwachsen eng mit unserm Wesen. Die Puristen sind leicht pedantische Splitterrichter und hören mehr auf die Worte als auf den Sinn der Rede. Jeder spricht Worte, welche Vater und Mutter ihn lehrten, welche dem Gemüte als Schatz gelten, z. B. „adieu" bei längerem Abschied. S. 372: Mit den fremden Worten wandern fremde Ideen ein, die frisches Leben anregen. Die Verbannung derselben ist ein Verstoß gegen das Gastrecht und ein Zeichen von Mangel an Selbstvertrauen. Die Ferne hat den Zauberglanz des Wunders gleich den von weitem geschauten Schneebergen; ohne sie wird die Sprache nüchtern und phantasielos, z. B. bei Klopstock. Das in der Mitte der andern Länder gelegene Deutschland ist für die Europäer, was Athen für die Griechen, das Herz, in welchem alle Adern münden. Athen nahm die Werke der Kunst und Wissenschaft aus allen griechischen Staaten auf [1]). Die Grenzen des Vaterlandes dürfen nicht zu unübersteiglichen Mauern werden. — Nun wendet sich Ruckstuhl zur richtigen Bewahrung und Bereicherung des Sprachschatzes. S. 381: Die zusammengesetzten Wörter sind von zweifelhaftem Werte, sie sind nur Umschreibungen. Dichter dürfen am ersten sprachlich bilden und schaffen; die Puristen dagegen sind oft nur bewußte Fabrikanten von Wör-

[1]) Diese Gedanken passen zu Goethes Idee der Weltliteratur S. 181 ff.

tern und bringen ein Kauderwelsch hervor. S. 383: Vielmehr sollen die Wörter bewußtlos erschaffen werden wie Gottes Geschöpfe. Der Schluß lautet S. 386: „Laßt uns fromm im Sinne der Väter handeln und, damit wir nicht wie taube Früchte vom Baume fallen, das Altertum und die Sitte, unsern Grund und Halt, mit Liebe und Ehrfurcht pflegen." Diese Gedanken, die, wie wir sehen werden, zum Teil fast wörtlich von dem Dichter wiedergegeben werden, gefallen ihm ganz ausnehmend. Es muß schon als eine Art Auszeichnung genannt werden, daß die Schrift in den Tag- und Jahresheften unter den von Goethe beachteten genannt wird: „Ruckstuhl schrieb über die deutsche Sprache" [1]). Über den ersten Eindruck, den diese Arbeit auf Goethe machte, berichtet J. H. Meyer an den Verfasser: „Nach Ihrem Verlangen habe ich den mir zugesendeten Aufsatz über die deutsche Sprache und deren Reinigung dem Herrn Professor Luden mitgeteilt und von demselben das Versprechen erhalten, solchen in der Nemesis abdrucken zu lassen. ... Goethe war eben zu der Zeit, als ich mit Luden verhandelte, in Jena und hat Ihre Schrift mit vielem Vergnügen und Lobeserhebungen gelesen; kämen Sie je wieder in unsere Gegend, so ist Ihnen gute Aufnahme von ihm sicher zu verheißen. Er sagte: der Beifall, welchen er Ihrer Schrift gebe, sei freilich ein wenig parteiisch, indem er über deutsche Sprachverbesserung grade ebenso denke, wie Sie" [2]).

---

[1]) I, 36, 109 vom Jahre 1816.

[2]) Mit J. H. Meyer 18. Mai 1816, Biedermann X, 77 f.

Dann widmet Goethe ihm und seiner Schrift einen besonderen Aufsatz in der Zeitschrift „Kunst und Altertum“ [1]): „Damit man nicht etwa in 20 Jahren uns noch über den Lethe hinüber Vorwürfe nachschicke [nämlich sich öffentlich über Mißfälliges nicht erklärt zu haben], so entschlossen wir uns, über deutsche Sprache und über den Fug und Unfug, welchen sie sich jetzt muß gefallen lassen, ein Wort mitzusprechen. Glücklicherweise fiel uns ein Aufsatz in die Hände, den wir unsern sämtlichen Lesern bekannt wünschen, damit durch fremden Mund ausgesprochen werde, wie wir ungefähr selbst denken“ [2]). „Wir sind dem Verfasser vielen Dank schuldig, daß er uns der Pflicht entledigt, über diese Angelegenheit unsere Gedanken zu eröffnen. Er warnt, wie wir auch würden getan haben, vor dem unersetzlichen Schaden, der einer Nation zugefügt werden kann, wenn man ihr, selbst mit redlicher Überzeugung und aus bester Absicht, eine falsche Richtung gibt, wie es jetzt bei uns mit der Sprache geschehen will. Da wir nun alles, was und wie er es gesagt, unterschreiben, so enthalten wir uns alles Weiteren“ [3]). Er bringt dann Nachrichten über das Leben des jungen Mannes. In demselben Jahre empfiehlt er die Schrift an Boisserée. „Die Erscheinung ist mir aber gar zu lieb und wert, als daß ich sie nicht mitteilen sollte. Sie verdient wiederholt gelesen und

[1]) I, 41, 1, 109—117.
[2]) Ebenda S. 110 f.
[3]) S. 111.

beherzigt zu werden"[1]). Ebenso an Knebel: „Den Aufsatz von Ruckstuhl hast du wohl schon in der Nemesis gesehen. Ich schicke dir aber einen besonderen Abdruck zu Erb- und Eigentum; man kann sich nicht genug daran erfreuen, noch ihn genugsam besonders jungen Leuten empfehlen"[2]). Bald darauf fragt er J. H. Meyer: „Haben Sie noch einige Ruckstuhls? so schicken Sie mir solche, es bleibt in unserer Zeit nichts übrig als offensiv zu gehen. Worauf ich mich ganz einrichte"[3]). „Welche wackere junge Teilnehmende [bei solchen Bestrebungen] wir für unsere Überzeugung hoffen können, davon zeugt beiliegendes Heftchen"[4]). An J. H. Meyer kann er melden: „Ruckstuhl ist eingeführt"[5]), und wiederum fordert er J. H. Meyer auf: „Benehmen Sie sich freundlich mit ihm [Ruckstuhl], er verdient's, ich schreib' ihm auch noch im Laufe dieses Monats"[6]). (Von der Ausführung dieser Absicht ist nichts bekannt.)

In diesen empfehlenden Anzeigen liegt eine völlige Ablehnung des sogenannten Purismus, die sich auch schon zur Zeit des Xenienstreites im Jahre 1796 in Form des Spottes zeigt. Diese Zurückweisung des Purismus gegen Campe und Genossen geschieht zunächst ganz im allgemeinen mit zum Teil so starken Ausdrücken, wie er

[1]) 24. Dezember 1816, IV, 27, 285 f.
[2]) 17. März 1817, IV, 28, 23.
[3]) Am 31. März 1817, IV, 28, 45.
[4]) An Rochlitz 1. Juni 1817, IV, 28, 110.
[5]) Am 7. Juni 1817, IV, 28, S. 124.
[6]) 8. Juli 1817, IV, 28, 173.

sie kaum je sonst für nötig befunden hat, wenn er sich gegen Angriffe wehrte. (Über diese Angriffe S. 101 und die sie im allgemeinen charakterisierende Abwehr S. 128.)

Eridanus (87).

An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand [1]).

Gesellschaft von Sprachfreunden (151).

O wie schätz' ich euch hoch! Ihr bürstet sorglich die Kleider
Unsrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federchen an? [2])

In dem Prospekt zu der S. 100 f. genannten Zeitschrift wurde nämlich in Aussicht gestellt, die Musterschriften sollten unparteiisch geprüft werden von Männern, „welche das Kleid von dem Körper wohl zu unterscheiden wüßten, und, indem sie auf jenem etwa hier ein wenig Staub abzublasen, etwa dort ein Schmutzflecken auszutilgen fänden, der makellosen Schönheit ... alle mögliche Gerechtigkeit und Achtung erwiesen" [3]).

Der Purist (152).

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern;
Nun so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht [4]).

---

[1]) I, 5, 217. Mit dem Eridanus ist die Ocker, mit der Waschfrau Campe in Braunschweig gemeint.

[2]) Ebenda S. 226.

[3]) Siehe Schriften der Goethegesellschaft 8, 156.

[4]) I, 5, 227.

Interessant ist zu sehen, wie Campe sich gegen diesen Hieb zu wehren versucht. Er gibt zunächst auf diese höhnische Frage folgende

Antwort.

Gib auf meine Gefahr ihm deinen eigenen Namen;
Trifft er nicht jegliche Art; Eine trifft er gewiß.

und

Alfanzer.

Spöttisch nennt ihr Puristen die, welche sorglich euch bürsten;
Wißt ihr Herren denn auch, wie euch der bürstende nennt?
Weil ihr menget die Sprachen, besudelnd das Deutsche durch Fremdes,
Nennt er — zwar altdeutsch, doch rein — nennet er Alfanzer euch [1]).

Das sind Gegenhiebe, die nicht eben zur Versöhnung beigetragen haben mögen. Eine ernsthafte Beantwortung der Frage nach der Verdeutschung des Wortes Pedant findet Campe kaum. So sagt er in seinem 1801 erschienenen Wörterbuche zu diesem Worte S. 515 etwas kleinlaut: „Wir hatten bisher nur den Ausdruck ‚Schulfuchs' dafür, der, wenn er von ‚Schule' hergeleitet wird, nicht überall paßt. ... Ich selbst habe irgendwo ‚Steifling' dafür zu sagen versucht." — Der

Purist:

Ach! mein Unglück führt mich her:
Wie wird nicht hier geludert!
Und von dem ganzen Hexenheer
Sind zweie nur gepudert [2])

[1]) Beiträge zur Ausbildung der deutschen Sprache 1797, Bd. III, 7. Stück, S. 180.

[2]) „Walpurgisnachtstraum" I, 14, 217 (um 1800).

gehört sicher nicht hierher. Vielleicht ist damit vielmehr gemeint ein in der Kunst erfahrener „Gelehrter, der bedauerte, daß in so wenig Bildern das Kostüm beobachtet sei. Besonders, sagte er, seien ihm die Anachronismen [hier das Nichtgepudertsein] unerträglich“[1]). Er wird auch „Rigorist“ genannt[2]). Auf jeden Fall ist es ein Vertreter gesellschaftlicher, nicht sprachlicher Pedanterien. — Ist somit dies Beispiel als nicht hierher gehörig zurückzuweisen, so finden wir dagegen noch eine andere Äußerung aus der Zwischenzeit zwischen den beiden oben S. 102 angegebenen Gruppen, in der Goethe den spöttischen Ton der Xenienjahre beibehält. Sie findet sich in einem 1810 aus Karlsbad an F. A. Wolf geschriebenen launigen Briefe: „Wir haben zwar gegenwärtig zwei Wiesen, die Wiese oder Lauka schlechtweg und die neue Wiese, nowa Lauka. Hier ist wohl der Ort zu bemerken, daß es eines böhmischen Puristen Sache sein möchte, ob man nicht statt nowa, welches doch offenbar ein ausländisches Wort ist, ein inländisches bedeutenderes finden könnte, welches ganz vollkommen sein würde, wenn es zugleich die Wirtshaus-, Theater- und Judenwiese ausdrückte“[3]). Nicht lange vor dem Erscheinen von Ruckstuhls Aufsatze schreibt er prophetisch: „Etwas Ähnliches [was „guten Sinn und Ton“ hat] möchte ich wohl über das neue Bestreben vernehmen [siehe S. 101 unten], durch

---

[1]) „Der Sammler und die Seinigen“ I, 47, 189.
[2]) Ebenda S. 199. Vergl. auch Hempel 12, 139.
[3]) 3. Juli 1810, IV, 21, 341 f.

welches die aus einer Knechtschaft kaum entronnenen Deutschen sich schnell wieder in die Fesseln ihrer eigenen Sprache zu schmieden gedenken. Indem ich diesen Dingen nur zusehen kann, so ist mir nichts angenehmer, als von anderen zu hören, was ich gern selbst sagen möchte"[1]). Dieser Wunsch ging wirklich zwei Jahre darauf in Erfüllung durch Ruckstuhl (S. 102 unten). Danach finden wir weitere absprechende Urteile über den Purismus in einem Briefe an Wilhelm v. Humboldt: „Was Sie in Ihrer Einleitung [zur Übersetzung des Agamemnon, Berlin 1816] über Synonymik sagen, ist köstlich; möchten doch unsere Sprachreiniger davon durchdrungen sein! Doch in so hohe Angelegenheiten wollen wir die traurigen Mißgriffe nicht mischen, durch welche die deutsche Nation ihre Sprache von Grund aus verdirbt; ein Unheil, das man erst in 30 Jahren einsehen wird"[2]). Weiter schilt er: „Das ist auch einmal wieder ein junger Mann [er meint Ruckstuhl], der einen über die alten Narren, Pedanten und Schelme tröstet"[3]). Während er nach obigem Zitat selber lieber schweigen will, will er nun, im Jubiläumsjahre der Reformation 1817, offen Protest einlegen: „Zu welchen ekelhaften, be-

---

[1]) An v. Arnim 22. Februar 1814, IV, 24, 177.

[2]) 1. September 1816, IV, 27, 158. Humboldt hatte darin ausgeführt, daß „kein Wort in einer Sprache vollkommen einem in einer anderen gleich ist. Verschiedene Sprachen sind nur ebensoviel Synonymieen, jede drückt den Begriff etwas anders . . . aus". Aeschylos' Agamemnon übersetzt von W. v. Humboldt 1816, S. XV u. XVI.

[3]) An Boisserée 24. Dezember 1816, IV, 27, 286.

fremdenden Narrheiten wollen uns die deutschen Männer zwingen! auch gegen die werden wir auftreten"[1]). Es ist wahrscheinlich, daß in diesem Sinne des Sichoffenverwahrens, der auch schon in der Belegstelle S. 107, Anm. 3 ausgesprochen war, auch der bekannte, auf das Reformationsfest (1817) gehende Vers gemeint ist:

Auch ich soll gottgegebne Kraft
Nicht ungenützt verlieren,
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestieren[2]).

Die Puristen sollen sicherlich mitgetroffen werden, wenn er den russischen Staatsrat Uwarow, der allerdings sich zunächst „gegen den politischen Vorrang dieser oder jener Sprache in der Wissenschaft" erklärt hatte, lobt als einen Mann, der „über die kümmerliche Beschränkung eines erkältenden Sprachpatriotismus"[3]) erhaben sei. — Welch reiche Blumenlese von Spott, Ironie und — je länger, je mehr — von ernst gemeinten, heftigen Tadels- und Schimpfworten: „Waschfrau", „Pedant", „Knechtschaft", „traurige Mißgriffe", „von Grund aus verderben", „Unheil", „Narren, Pedanten, Schelme", „ekelhafte, befremdende Narrheiten", „erkältender Sprachpatriotismus"!

Eine nähere Begründung, insofern sie nicht schon in den Scheltworten ausgedrückt war, erspart

[1]) An Rochlitz 1. Juni 1817, IV, 28, 110.
[2]) I, 3, 140.
[3]) „Urteilsworte französischer Kritiker" 1817, I, 41, 1, 127.

er sich meistens, seitdem Ruckstuhl (S. 102 ff.) seine eigenen Ansichten so trefflich wiedergegeben hatte. Wo er sie unternimmt, bewegt sie sich meistens nach folgenden beiden Richtungen: Erstens. Der Purismus verarmt die Sprache und nimmt ihr die Ausdrucksfähigkeit. So läßt er schon in dem bis zum Jahre 1785 entstandenen fünften Buche von Wilhelm Meisters Lehrjahren Aurelie ausrufen: „Ich finde, Gott sei Dank! kein deutsches Wort, um ‚perfid' in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges ‚treulos' ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Übermut und Schadenfreude. O die Ausbildung einer Nation ist zu beneiden, die so feine Schattierungen in Einem Worte auszudrücken weiß" [1]). „Der pedantische Purismus ist ein absurdes Ablehnen weiterer Ausbreitung des Sinnes und Geistes — z. B. das englische grief" [2]). Er findet also auch in diesem Worte eine feine Schattierung, und zwar hier eine des Begriffes „Sorge", „Kummer". Wollten wir dies Wort ablehnen, so würden wir nach seiner Ansicht zugleich die weitere „Ausbreitung des Sinnes und Geistes" ablehnen. Ähnliche, im Deutschen nicht klar und bestimmt ausdrückbare Begriffsfärbungen findet er nach den folgenden Bemerkungen in den Fremdwörtern: „sekretieren", „Apprehension", „Esprit" [2]). „Meinen sämtlichen chromatischen Apparat habe nach

[1]) Wilhelm Meisters Lehrjahre, 5. Buch, 16. Kapitel, I, 22, 234 (1795).

[2]) Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 207, Nr. 982.

Jena herübergebracht und sekretiere ihn in einem Beizimmer unserer Museen. Wie schwer es ist, ohne fremde Worte zu reden, sehen Sie hieraus, ich verheimliche ihn nicht, weil Jedermann wissen kann, daß er da ist, er bleibt aber doch in secreto, im Abgesonderten, weil sich niemand darum bekümmert, ja weil manche dagegen Apprehension haben. Dieses würde umschrieben in echter deutscher Sprache heißen: er widert ihnen, er ist unbequem, ist verdrießlich, lästig, furchtbar und gehässig. Zu solchem Umschweifen nötigt uns die Sprachreinigkeit, der wir uns doch auf alle Weise zu fügen Ursache haben"[1]). — „Wir redeten sodann über den Unterschied des deutschen Begriffes von ‚Geist' und des französischen ‚esprit'. Das französische esprit, sagte Goethe, kommt dem nahe, was wir Deutschen ‚Witz' nennen. Unser ‚Geist' würden die Franzosen vielleicht durch esprit und âme ausdrücken; es liegt darin zugleich der Begriff von Produktivität, welchen das französische esprit nicht hat. — Voltaire, sagte ich, hat doch nach deutschen Begriffen dasjenige, was wir Geist nennen. Und da nun das französische esprit nicht hinreicht, was sagen nun die Franzosen? — In diesem hohen Falle, sagte Goethe, drücken sie es durch génie aus"[2]). Umgekehrt lobt er die Sprache der allemannischen Gedichte von Hebel, in denen man „mehrere sinnlich be-

[1]) Unterdrückter Brief an Schultz 25. Mai 1816, IV, 27, 372.

[2]) Mit Eckermann 21. März 1831, Biedermann VIII, S. 56 f. Über gelungene Versuche, feinere Begriffsunterschiede zu übersetzen, dagegen S. 126 f.

deutende und wohlklingende Worte" findet, die „teils aus dem Französischen und Italienischen herübergenommen"[1]) sind. Es sind, so klagt er, „eigentlich geistlose Menschen, welche auf die Sprachreinigung mit so großem Eifer dringen: denn da sie den Wert eines Ausdrucks nicht zu schätzen wissen, so finden sie gar leicht ein Surrogat, welches ihnen ebenso bedeutend scheint"[2]). Bei anstößigen Dingen sind „beizubehalten jene fremden [griechischen] Töne, die immer einen gewissen mildernden Wohlklang mit sich führen"[3]). Eine andere Gefahr der Verarmung liegt in der „Mißdeutung" eines allzuviel gebrauchten Wortes, z. B. des Wortes „Genie". „Und so hätten sich die Deutschen, bei denen überhaupt das Gemeine weit mehr überhand zu nehmen Gelegenheit findet als bei andern Nationen, um die schönste Blüte der Sprache, um das nur scheinbar fremde, aber allen Völkern gleich angehörige Wort vielleicht gebracht, wenn nicht der durch eine tiefere Philosophie wieder neugegründete Sinn fürs Höchste und Beste sich wieder glücklich hergestellt hätte"[4]). Als

[1]) Besprechung der allemannischen Gedichte von Hebel (1805) I, 40, 303.

[2]) An Riemer 30. Juni 1813, IV, 23, 374.

[3]) „Sappho, von einem herrschenden Vorurteile befreit durch Welcker" (1816 besprochen) I, 48, 172 f. „Der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte." („Deutsche Sprache" I, 41, 1, 116 f.)

[4]) Dichtung und Wahrheit 19. Buch, I, 29, 147 f.

Beispiel eines Fremdwortes, das gerade umgekehrt infolge seines geringen Gebrauches seine feine Begriffsschattierung beibehalten habe, nennt er einmal viel später: „Pietät, ein im Deutschen bis jetzt jungfräulich keusches Wort, da es unsre Reiniger abgelehnt und als ein fremdes glücklicherweise bei Seite gebracht haben[1]). Pietas gravissimum et sanctissimum nomen, sagt ein edler Vorfahr und gesteht ihr zu, sie sei fundamentum omnium virtutum. Hierüber uns diesmal herauszulassen, verbeut uns Tag und Platz; deswegen sagen wir nur kürzlich so viel: Wenn gewisse Erscheinungen an der menschlichen Natur, betrachtet von Seiten der Sittlichkeit, uns nötigen, ihr eine Art von radikalem Bösen, eine Erbsünde zuzuschreiben, so fordern andere Manifestationen derselben: ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen. Diesen Quellpunkt, wenn er, im Menschen kultiviert, zur Tätigkeit, ins Leben, zur Öffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten. Mächtig zeigt sie sich von Eltern zu Kindern, schwächer von Kindern zu Eltern"[2]).

Die zweite Begründung zur Abweisung der Sprachreinigung liegt für Goethe in der Gefahr, daß dadurch die deutsche Sprache ungeschichtlicherweise sich isoliere. Die Geschichte lehrt nach Goethe folgendes: „Bedenkt man, daß so wenig Nationen

[1]) Campe hat in seinem Wörterbuch S. 529 allerdings die ungenügenden Übersetzungen „Frömmigkeit" und „Frömmelei".

[2]) Besprechung von Salvandy, Don Alonzo I, 41, 2, 133.

überhaupt, besonders keine neuere, Anspruch an absolute Originalität machen kann, so braucht sich der Deutsche nicht zu schämen, der seiner Lage nach in den Fall kam, seine Bildung von außen zu erhalten" [1]). In demselben Sinne erklärt er, „daß der Deutsche nichts Wunderlicheres tun könnte, als sich in seinen mittelländischen Kreis zu beschränken, eingebildet, daß er von eigenem Vermögen zehre, uneingedenk alles dessen, was er seit einem halben Jahrhundert fremden Völkern schuldig geworden und ihnen noch täglich verdankt" [2]). Derselbe Gedanke lautet in launige Poesie umgesetzt:

Die Sprachreiniger.

Gott Dank! daß uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch ließ sich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo hundert Tyrannen.
Die schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Kontinentalsystem.
Teutschland soll rein sich isolieren,
Einen Pestkordon um die Grenze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz von fremdem Wort. —
Wir sollen auf unsern Lorbeern ruhn,
Nichts weiter denken, als was wir tun [3]).

Bei dieser so häufig, so unverhohlen und so stark ausgesprochenen Abneigung gegen den „Purismus" finden sich denn auch nur einige Versuche, seine

[1]) „Über das Lyrische Volksbuch" (1808) I, 42, 2, 417.
[2]) „Deutsche Sprache" (1816) I, 41, 1, 115.
[3]) „Zahme Xenien" IX, gedichtet am 21. Mai 1816, I, 5, 143.

eigene Sprache und die anderer zu reinigen und Fremdwörter zu vermeiden, und zwar fast ausschließlich in der früheren Leipziger Zeit, wo er unter dem unmittelbaren Einfluß der Gellertschen Lehren stand und noch durch keine Angriffe gereizt war. In einer „Kritik über deinen Brief" [nämlich Corneliens] heißt es: „subsistieren ist nicht deutsch", „Castrum doloris besser Trauergerüste" [1]). „Prends garde . . . de ne te servir des mots etrangers. Au lieu de Figure, Charge dis plustot Aufsehen, Amt" [2]). Wie wenig ihm diese Regeln selbst in Fleisch und Blut übergegangen waren, kann man daraus sehen, daß er selbst noch in dieser Zeit dies eben gerügte Fremdwort gebraucht: „Ich mache hier große Figur" [3]). Ein paar Jahre darauf macht er sich im „Götz" über die dumm-stolze Verlatinisierung von Eigennamen lustig: „Liebetraut: Euer Nam' ist Olearius? Ich kenne so niemanden. Olearius: Mein Vater hieß Oelmann. Nur den Mißstand auf dem Titel meiner lateinischen Schriften zu vermeiden, nannt' ich mich, nach dem Beispiel und auf Anraten würdiger Rechtslehrer, Olearius. Liebetraut: Ihr tatet wohl, daß Ihr Euch übersetztet, ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, es hätt' Euch in Eurer Muttersprach' auch so gehn können" [4]). Erst im Jahre 1806

[1]) An Cornelie Goethe 7. Dezember 1765, IV, 1, 23.

[2]) Ebenda S. 36, 18. Januar 1766.

[3]) Ebenda S. 14, an Riese 21. Oktober 1765, siehe Goethe-Jahrbuch VIII, 236.

[4]) „Gottfried von Berlichingen" 1. Aufzug, I, 39, 36 f. im Schauspiel „Götz von

findet sich wieder ein ähnlicher Fall, der aber mehr den Eindruck eines geistreichen Gesellschaftsspiels macht, als den eines ernsten Versuches, die Sprache zu reinigen; Johanna Schopenhauer berichtet darüber: „Oft betraf auch die Unterredung die Sprache, und ich erinnere mich noch des Aufwandes von Scharfsinn, für aufgegebene Fremdwörter echt deutsche zu suchen. So schuf Goethe für Balancieren: ‚In der Schwebe', und ich glaube, der Ausdruck, der in den meisten Fällen so treffend ist, trat an diesem Abend zuerst hervor" [1]). [Sie wird mit dieser Vermutung recht haben, Campe kennt ihn in seinem Wörterbuch unter „Balancieren" S. 181 noch nicht.] Ein ähnlicher, allerdings unsicherer und wenig bedeutender Fall kann auf einem abgerissenen Blatte gefunden werden, das augenscheinlich bei der Abfassung seines Aufsatzes über die deutsche Sprache im Jahre 1816 nebenbei benutzt wurde und zu Verdeutschungsversuchen verwandt werden sollte, die aber nur bei „Duell" ausgeführt wurden. Auf der einen Seite steht: „Rival Comfort Egoist Egotist", auf der anderen „Leibgefecht Duell Zweikampf" [2]). Campe glaubt auch in „Wilhelm Meister" eine Reihe solcher absichtlicher Verdeutschungen gefunden zu haben, z. B. „ausweiten" für „extendieren", „Beiwesen" für „Acces-

---

Berlichingen" (1773). In der Bühnenbearbeitung vom Jahre 1804 fehlt diese Szene, siehe I, 13, 187.

[1]) Bei Johanna Schopenhauer, Biedermann II, S. 153 (Winter 1806/07).

[2]) I, 41, 1, 465, Lesarten.

sion", „Mitgeborene" für „Coätanen" u. s. w.[1]). Neben diesen allerdings recht geringen eigenen Bemühungen, Fremdwörter zu vermeiden, stehen die Anregungen, die er seinen Gehilfen bei der Herausgabe seiner Werke gibt. So schreibt er in Bezug auf das elfte und zwölfte Buch von Dichtung und Wahrheit an Riemer: „Ausländische Worte zu verdeutschen sei Ihnen ganz überlassen"[2]). Dasselbe, aber mit einer recht bezeichnenden Einschränkung dieses „Ganz überlassens", findet sich in einem zehn Tage darauf geschriebenen Briefe an denselben: „Bei meiner letzten Sendung, wertester Freund, habe ich Ihnen abermals völlige Macht und Gewalt gegeben, die fremden Worte aus der Handschrift zu tilgen, insofern es möglich und rätlich sei, wie wir auch schon früher getan haben. Ich bin, wie Sie wissen, in diesem Punkte weder eigensinnig noch allzu leicht gesinnt"[3]).

Die vermittelnde Stellung zur Fremdwörterfrage, die sich in diesen Worten klar ausspricht, und zu deren Behandlung wir jetzt kommen, bewährt er denn auch praktisch, wie wir aus einem zum elften Buche seiner Lebensbeschreibung erhaltenen Verzeichnis mit vorgeschlagenen Verdeutschungen von Riemer erkennen können[4]). Dieser stellt anheim zu setzen für das vom Dichter gebrauchte „Nachtquartier": Her-

[1]) Beiträge zur Ausbildung der deutschen Sprache Bd. III, 7. Stück, S. 168 ff., 1797.

[2]) 20. Juni 1813, IV, 23, 369.

[3]) 30. Juni 1813, IV, 23, 374.

[4]) I, 28, 361 f., Lesarten.

berge, für „konsequent“: folgerecht, für „Diät“: Lebensordnung, Lebensgewohnheit, Lebensart, Kost, für „Diligence“: Landkutsche, für „Spediteur“: Versender, für „Lokal“: Gelaß, für „producibles“: was man aufweisen kann, was sich aufweisen läßt, für „idiotisch zu sprechen“: eigentümlich zu sprechen, für „direkt“ tadeln: geradezu, ohne Umschweife, für „Kardinaltugend“: Haupttugend, für „existierten und vegetierten“ u. a.: lebten und webten, für „Kollation“: Erfrischung, für „Provinzler“: Kleinstädter. Wie sparsam und vorsichtig sich der Dichter diesen Vorschlägen gegenüber verhielt, sehen wir daraus, daß er nur drei von ihnen annahm, nämlich die Verdeutschung für „konsequent“ (I, 28, 5, Zl. 18), für „Producible“: „das sich aufzeigen ließ“ (ebenda S. 43, Zl. 4) und für „direkt“ (ebenda S. 51, Zl. 12); in allen übrigen Fällen gefiel ihm also das Fremdwort doch besser[1]), was zum Teil an der nicht gerade geschickten Übersetzung Riemers liegen mag. Das eine aber ist daraus klar: auch praktisch war er kein grundsätzlicher Gegner solcher sprachlicher Deutschbestrebungen und hat diese seine Stellungnahme außer an der angeführten Stelle aus dem Briefe an Riemer auch sonst noch öfters ausgesprochen[2]). Er hat sie

[1]) Einmal läßt er sogar das schon geschriebene „Fürsten“ durchstreichen und durch das fremder klingende „Regenten“ ersetzen. (Schemata zur Fortsetzung von „Dichtung und Wahrheit“ 1810, Goethe-Jahrbuch XXVIII, 10.)

[2]) Schon am 16. Juli 1808 hatte er sich übrigens über eine bestimmte schädliche Folge der Sprachmengerei früherer Zeiten in seinem Tagebuche ausgesprochen (III, 3, 361):

augenscheinlich gewonnen durch eine gerechte, geschichtliche Würdigung der betreffenden Verhältnisse. „Es drangen sich ihr [der deutschen Sprache] zu so manchen neuen Begriffen auch unzählige fremde Worte nötiger und unnötiger Weise mit auf, und auch für schon bekannte Gegenstände ward man veranlaßt, sich ausländischer Ausdrücke und Wendungen zu bedienen ... da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutschung sowohl den Welt- als Geschäftsstil lächerlich machte“ [1]). Und weiter unten: „Wie aber schon in dieser Epoche genialische Werke entsprangen, so regte sich auch hier der deutsche Frei- und Frohsinn. Dieser, begleitet von einem aufrichtigen Ernste, drang darauf, daß rein und natürlich, ohne Einmischung fremder Worte, und wie es der gemeine verständliche Sinn gab, geschrieben würde. Durch diese löblichen Bemühungen ward jedoch der vaterländischen breiten Plattheit Tür und Tor geöffnet, ja der Damm durchstochen, durch welchen das große Gewässer zunächst eindringen sollte. Indessen hielt ein steifer Pedantismus in allen vier Facultäten lange stand, bis er sich endlich viel später aus einer in die andere flüchtete. Gute Köpfe, freiaufblickende Naturkinder hatten daher zwei Gegenstände, an denen sie

---

„Verwechslung ausländischer Worte aus der Zeit, da man so viel französische Worte in die deutsche Sprache mischte, welche von denen nachgesprochen wurde, die kein Französisch kannten: Macarone, Mazedone, Amazone. Von einem Frauenzimmer, das reitet.“

[1]) Dichtung und Wahrheit 7. Buch, I, 27, 72, siehe über den ganzen Zusammenhang auch S. 50 ff.

sich üben, gegen die sie wirken und, da die Sache von keiner großen Bedeutung war, ihren Mutwillen auslassen konnten; diese waren eine durch fremde Worte, Wortbildungen und Wendungen verunzierte Sprache, und sodann die Wertlosigkeit solcher Schriften, die sich von jenem Fehler frei zu erhalten besorgt waren; wobei niemanden einfiel, daß, indem man ein Übel bekämpfte, das andere zu Hülfe gerufen ward" [1]). Der deutsche „Frei- und Frohsinn" wandte sich also gegen die lächerliche „Halbverdeutschung" und Sprachmengerei, veranlaßte aber so mittelbar die „breite Plattheit" und das Eindringen „großer Gewässer" (d. h. Gottscheds u. ä.), während der „steife Pedantismus" der gelehrten Sprachmengerei auf den Universitäten nur nach und nach abnahm. — Es wird hier also offenbar vor Übertreibungen nach beiden Richtungen gewarnt. Näher beleuchtet wird der innere Grund zu der Übertreibung nach der puristischen Seite hin in der von Goethe geleiteten Zeitschrift „Kunst und Altertum" 1817 in einem zwar von J. H. Meyers Hand [2]), aber doch ganz im Sinne des Dichters geschriebenen Aufsatze „Neu-deutsche religios-patriotische Kunst": „Inzwischen war der Anstoß gegeben, der Hang zum Altertümlichen in dem Volke wach geworden, der nunmehr unter patriotisch-nationaler Form hervortrat. Groß, ja übertrieben wurden die Äußerlichkeiten einer besser geglaubten Vorzeit wertgeschätzt, man wollte recht mit Gewalt

[1]) Ebenda S. 72 f.
[2]) I, 49, 2, 284.

zur alten Deutschheit zurückkehren. Daher die Sprachreiniger, die Lust an Ritterromanen und Schauspielen, Turnieren, Aufzügen; daher in Gartenanlagen erbaute Ruinen, Ritterburgen, Scheinkapellen, Einsiedeleien, samt dem ganzen gotischen Spitzen- und Schnörkelwesen, welches bis in die Wohnungen, auf das Hausgerät und selbst die Kleidung sich erstreckte“ [1]). Die „Sprachreiniger“ werden hier in Zusammenhang gebracht mit der neu-romantischen Richtung, die Goethe so oft und heftig befehdet.

Er bleibt nun aber keineswegs bei einer solchen betrachtenden, kühl abwägenden, vor Übertreibungen warnenden, also eigentlich nach beiden Richtungen hin negierenden Stellung stehen, sondern es ist sehr bezeichnend für die Großartigkeit und schöpferische Kraft seines Geistes, daß er in überraschender Weise beide Gegensätze zu vereinigen sucht, indem er echt deutsch bleiben und dabei doch das Gute, was fremde Sprachen bieten [nicht nur bestimmte Worte selbst, sondern auch die Art der Wortbildung], in seiner Weise für die Muttersprache nutzbar machen will, wenn diese sich weniger gut oder umständlicher ausdrückt; er nennt dies „affirmativen Purismus, der produktiv ist“. Wir finden diese tiefgründigen Gedanken in den „Gedankenspänen“ aus späterer Zeit unter folgenden Nummern: 27. „Die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt.“ 30. „Ich verfluche allen negativen Purismus, daß man ein Wort

[1]) I, 49, 1, 38.

nicht brauchen soll, in welchem eine andre Sprache viel oder zarteres gefaßt hat. Meine Sache ist der affirmative Purismus, der produktiv ist und nur davon ausgeht: Wo müssen wir umschreiben, und der Nachbar hat ein entscheidendes Wort" [1]). Auf einem beiliegenden Blättchen steht: „Perche Stange, Percher stängeln; Bohnen, Vögel, die Vögel stängeln. Nicht fremde Worte zu vermeiden. Daran ist garnicht gelegen. Aber zu finden, wo wir umschreiben müssen, und der Fremde hat das Wort, daß wir es heraus etymologisieren und formieren" [2]). Dieselben Gedanken weiter ausgeführt finden sich in dem schon öfters genannten Briefe an Riemer vom 30. Juni 1813: „Eine fremde Sprache ist hauptsächlich dann zu beneiden, wenn sie mit Einem Worte ausdrücken kann, was die andere umschreiben muß, und hierin steht jede Sprache im Vorteil und Nachteil gegen die andere, wie man alsobald sehen kann, wenn man die gegenseitigen Wörterbücher durchläuft. Mir aber kömmt vor, man könne gar manches Wort auf diesem Wege gewinnen, wenn man nachsieht, woher es in jener Sprache stammt, und alsdann versucht, ob man aus denselben etymologischen Gründen durch ähnliche Ableitung zu demselben Worte gelangen könnte. So haben z. B. die Franzosen das Wort perche Stange, davon das Verbum percher. Sie bezeugen dadurch, daß die Hühner, die Vögel sich auf eine Stange, einen Zweig setzen. Im Deutschen haben wir das

[1]) Goethe-Jahrbuch XV, 10.

[2]) Ebenda Anmerkung. Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 207, Nr. 979, 980, 981.

Wort stängeln. Man sagt: ich stängle die Bohnen, d. h. ich gebe den Bohnen Stangen, ebensogut kann man sagen: die Bohnen stängeln, sie winden sich an den Stangen hinauf, und warum sollten wir uns nicht des Ausdrucks bedienen: die Hühner stängeln, sie setzen sich auf die Stangen“ [1]). Diese dem Französischen nachgebildete Anwendung des Zeitwortes „stängeln“ hat der Dichter dann auch praktisch verwertet im West-östlichen Divan:

Einer sitzt auch wohl gestängelt
Auf den Ästen der Zypresse,
Wo der laue Wind ihn gängelt
Bis zu Taues luft'ger Nässe [2]).

Ähnlich hat er „Journal“ entsprechend „Tagschrift“ [3]) gebildet, für „Portefeuille“ „Tragblatt“ [4]), für „refoulement“ „Aufstürzung“ [5]), für Journalist „Tag-, Wochen- und Monatsblättler“ [6]). Diese letztere Bildung beweist übrigens, daß die feinere Schattierung, die er oft beim Fremdwort entdeckt (S. 113 f.), hier gerade von ihm bei der deutschen entsprechenden Bildung gefunden ist, ebenso wie der deutsche Ausdruck „Briefgespräch“ für „Korrespondenz“ o. ä. (S. 37,

[1]) IV, 23, 375.

[2]) „Sommernacht“ I, 6, 221, Vers 21 (1814).

[3]) III, 7, 17, Tagebuch vom 19. Februar 1819.

[4]) I, 31, 332 = 32, 448, wenn diese von Kräuter geschriebene Aufschrift auf ein Notizbuch nicht auch von diesem Schreiber verfaßt ist.

[5]) II, 10, 267.

[6]) I, 41, 1, 466. Siehe darüber Hecker, Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 373.

Anm. 4) neben der Verdeutschung als solcher auch noch seine charakteristische Auffassung vom Wesen des Briefschreibens gibt.

Jene Worte an Riemer sind die beste Erklärung für das, was Goethe unter Bereicherung versteht, wenn er am Schluß seines Aufsatzes über die deutsche Sprache sagt: „Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos. ... Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden, und die reine Welle fließt darüber her“ [1]). Dies bedeutet doch wohl: Selbst ein ungeeignetes, im Eifer angewandtes Fremdwort kann den reinen Strom der Rede nicht trüben, ja wird mit der Zeit — vielleicht bei größerem Pathos der Rede [2]) — ausgeschieden.

Zusammenfassung. Goethe betrachtet auch diese Angelegenheit zwar auch vom Standpunkte eines guten Deutschen, vor allem aber von dem des Dichters. Er verkennt die Berechtigung der Reinigungsbestre-

[1]) I, 41, 1, 116 u. 117.

[2]) Diese Deutung des Bildes stimmt mit der Wirklichkeit bei Goethe überein. In der höchsten Poesie (in den meisten Gedichten, in Iphigenie und Tasso u. s. w.) sind die Fremdwörter vermieden: der „Bergschutt“ hat sich eben zu Boden gesetzt.

bungen nicht (siehe auch S. 114, Zl. 11 f.), möchte sich aber als Schriftsteller das unbedingte Recht auf die Wahl des den Begriff bezeichnendsten Ausdrucks wahren und sucht an Stelle des vermeintlichen Übereifers auf beiden Seiten eine positiv schaffende Vereinigung der deutschtümlichen und ausländischen Richtung auf dem Gebiete der Wortbildung. Das zuweilen fast trotzige Hervorkehren eines scheinbar einseitigen Standpunktes erklärt sich aus der Macht der Gewohnheit, aus dem Gegensatze zu den neu-romantischen Bestrebungen und aus dem Ärger über die Angriffe seiner Gegner auf Nebensächliches, die das Wesentliche deshalb glaubten vernachlässigen zu dürfen (S. 101). „Es ist nichts bequemer als von dem Inhalt absehen und auf den Ausdruck passen“ [1]). „In Absicht auf Urteil haben sie [nämlich die Sprachreiniger anderen Schriften gegenüber] doch etwas zu erwähnen, und an den vorzüglichsten Schriftstellern etwas auszusetzen, wie es Halbkenner vor gebildeten Kunstwerken zu tun pflegen, die irgend eine Verzeichnung, einen Fehler der Perspektive mit Recht oder Unrecht rügen, ob sie gleich von den Verdiensten des Werkes nicht das Geringste anzugeben wissen“ [2]).

[1]) „Deutsche Sprache“ I, 41, 1, 116.
[2]) An Riemer 30. Juni 1813, IV, 23, 374.

Fünfter Abſchnitt

Grammatiſches

a. Einzelnes

Sein Verhältnis zur Grammatik, wozu nach damaligem Sprachgebrauche auch ohne weiteres die Metrik gerechnet wurde, iſt ganz ähnlich wie das zu dem Purismus, nur noch abweiſender, da hier keine Rückſichten auf das Deutſchtum mitſpielen. Es ſteht ganz unter der Deviſe: „Poeten von meiner Natur, die nun einmal keine grammatiſche Ader in ſich fühlen“ [1]). Nur als junger Leipziger Student verſucht er die durch Gellert [2]) neugelernten oder neubelebten Kenntniſſe ſeiner Schweſter gegenüber anzubringen, indem er ihre Briefe verbeſſert: „Kritik über deinen Brief. Du wirſt doch eine Abſchrift davon haben. ‚denn ich ſehe‘. Dieſes hängt nicht mit dem nachfolgenden ‚ſo‘ zuſammen. ‚Abzwecken‘ iſt kein Briefwort. Sagſt du es im gemeinen Leben?

[1]) An Wilhelm v. Humboldt 16. Juli 1798, IV, 13, 217.

[2]) Siehe deſſen „Praktiſche Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen“ (Leipzig 1758, S. 74 u. ö.), wo er für eine natürliche Sprechweiſe eintritt und ſich gegen die Kanzleiſprache wendet.

‚Weil du an viel hohe Dinge denkst' wäre natürlich. ‚Weitläufiger werdenden' das Participium ist nicht gut angebracht. Setze lieber: die bald weitläufiger werden wird. ‚Zu Ohren bringen' wenn der Ausdruck auch gebräuchlich wäre, so wäre der Gedanke doch nicht richtig. ‚Indem' ist nicht gut. ‚Verlauten will' ist curial. ‚Als' ist nicht besser. ‚Durchleben' ist poetisch. ‚Und gibt man sich Mühe' es wäre besser: man gibt sich Mühe. ‚subsistieren' ist nicht deutsch. ‚Herbst' setze lieber Weinlese. ‚Exequien' deutschgeschrieben! ‚Castrum doloris' besser Trauergerüste. ‚Beschauen' ist nicht gewöhnlich. ‚Daß dir bald p.' warum lässest du die Verba auxiliaria aus? ‚hätte'. ‚mit der Zeit hinwissen' besser: weil ihnen die Zeit lange wird. ‚Alschon' ist curial. ‚Veranstaltung' ist nicht gut. ‚gesonnen ist' besser: will. ‚zu Ende gebracht' besser: geendigt. ‚angewandelt' setze: angekommen" [1]). So weit dieser Brief. In einem späteren sucht er ihr Deutsch auf französisch zu verbessern. „Pour parler quelque mot du stile de ta lettre il ne me deplait pas tout a fait excepté quelques fautes legeres. P. E. Au commencement ce paragraphe auroit ete mieux comme cela: Freilich haben wir geschmaust, aber auch dabei an dich gedacht und deine Gesundheit getrunken, car les mots dabei, indem ne sont pas bien naturels. Voila la repetition du verbe bekommen ne sied pas bien. Apres les mots gar schön zu lehren tu n'aurois du rien faire q'un comma et poursuivre alors

[1]) An Cornelie Goethe 7. Dezember 1765, IV, 1, 22 f.

ainsi: dafür sie ihm nicht genug danken können. Ce daher est trop precis“ [1]).

Sonst aber überschüttet er die Grammatik mit Vorwürfen und Äußerungen des Spottes und der Gleichgültigkeit zunächst auf metrischem Gebiet. Er gesteht seine und anderer Unkenntnis darin: „Denn warum ich die Prosa seit mehreren Jahren bei meinen Arbeiten vorzog, daran war doch eigentlich Schuld, daß unsere Prosodie in der größten Unsicherheit schwebt, wie denn meine einsichtigen, gelehrten, mitarbeitenden Freunde die Entscheidung mancher Fragen dem Gefühl, dem Geschmack anheim gaben, wodurch man denn doch aller Richtschnur ermangelte“ [2]). In einer solchen Lage bekennt er vermöge einer ihm angeborenen Eigentümlichkeit sich nicht selbst helfen zu können: „Die deutsche Prosodie, insofern sie die alten Silbenmaße nachbildete, ward, anstatt sich zu regeln, immer problematischer; die anerkannten Meister solcher Künste und Künstlichkeiten lagen bis zur Feindschaft in Widerstreit. Hierdurch ward das Zweifelhafte noch ungewisser; mir aber, wenn ich etwas vorhatte, war es unmöglich, über die Mittel erst zu denken, wodurch der Zweck zu erreichen wäre [siehe S. 4 unten und S. 5 oben]; jene mußten mir schon bei der Hand sein, wenn ich diesen nicht alsobald aufgeben sollte“ [3]). Er tröstet sich darüber im Besitze seines Genies. „Das wahre dichterische Genie, wo

---

[1]) An dieselbe 18. Januar 1766, ebenda S. 35.

[2]) „Italienische Reise“ 10. Januar 1787, I, 30, 248.

[3]) Tag- und Jahreshefte 1804, I, 35, 184 f.

es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußeren Technik, oder was sonst will, entgegenstehen, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht" [1]). Nun wendet er sich gegen die einseitige Betonung der rhythmischen Gesetze: „Daß die moderne Rhythmik ohne Poesie in der Gestalt einer Rezension [nämlich von Voß' Homer] dich würde belustigt haben, daran hatte ich keinen Zweifel. Es ist übrigens recht gut, daß die Deutschen durch diese Krankheit durchkommen, und was daraus entsteht, ist wohl nicht für uns, doch für unsre Nachfahren nützlich und bequem. Die Menschen können nichts mäßig tun, sie müssen sich immer auf eine Seite legen. In zehn Jahren wird der Dünkel, womit die Rhythmiker von der strengen Observanz sich jetzt vernehmen lassen, höchst lächerlich sein, und doch leisteten sie nicht, was sie leisten, wenn sie sich nicht so viel darauf einbildeten" [2]). Und nun kommt derselbe Vorwurf der Pedanterie, der schon gegen die Puristen S. 108 erhoben war, daß sie die Form für wichtiger halten als den Inhalt: „Wenn Ihnen das Vossische Sonett zuwider ist, so stimmen wir auch in diesem Punkte völlig überein. Wir haben schon in Deutschland mehrmals den Fall gehabt, daß sehr schöne Talente sich zuletzt in den Pedantismus verloren. Und diesem geht's nun auch so. Für lauter Prosodie ist ihm die Poesie ganz entschwunden. Und was soll es nun gar

[1]) I, 40, 356; 1806.
[2]) An Knebel 14. März 1807, IV, 19, 283.

heißen, eine einzelne rhythmische Form, das Sonett z. B., mit Haß und Wut zu verfolgen, da sie ja nur ein Gefäß ist, in das jeder von Gehalt hineinlegen kann, was er vermag" [1]). Letzteren Gedanken hatte er schon in anderer Form Cotta gegenüber ausgedrückt: „Daß die Redakteure Ihres Morgenblatts, die doch sonst verständige Männer zu sein scheinen, auch es in manchen Punkten ganz läßlich nehmen, in anderen, wie z. B. gegen das Sonett, eine so komische Aversion beweisen, ist mir unbegreiflich. Als wenn dem Genie und dem Talent nicht jede Form zu beleben freistünde" [2]). Daß Prosodie und Poesie sich keineswegs decke, sagt er auch in „Ferneres über Mathematik und Mathematiker", das wahrscheinlich 1828 geschrieben ist (siehe II, 11, 344): „ja man versucht prosodisch untadelhafte und doch nonsensikalische Verse zu machen" [3]). Seinen ganzen Spott ergießt er über 100 Musterhexameter F. A. Wolfs, von denen Zelter am 1. März 1818 an Goethe geschrieben hatte: „Hat er dir denn nicht seine 100 Hexameter geschickt? womit er nichts Geringeres intendiert, als solche Hexameter zu machen, die sich wie ein non plus ultra von Prosa ausnehmen sollen" [4]). Nun antwortete er dem Freunde: „Von den 100 Hexametern mag ich ebensowenig wissen als von den hundert Tagen der letzten Bonapartischen Regierung. Gott

[1]) An Zelter 22. Juni 1808, IV, 20, 85.

[2]) An Cotta 9. April 1808, IV, 20, 44 f.

[3]) II, 11, 97 = Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 269, Nr. 1287 (1826).

[4]) IV, 29, 350, Lesarten.

behüte mich vor deutscher Rhythmik wie vor französischem Thronwechsel. Dein mitternächtiger Sechsachtel-Takt erschöpft alles. Solche Quantitäten und Qualitäten der Töne, solche Mannigfaltigkeit der Bewegung, der Pausen und Atemzüge! Dieses immer Gleiche, immer Wechselnde! Da sollen die Herren lange mit Balken und Hütchen — ⏑ ⏑ — sich untereinander verständigen, dergleichen bringen sie doch nicht heraus. Nun vergessen sie immer, daß sie uns früher bis zur langen Weile versicherten: ein Poet sei kein Grammatiker! Homer, Homeriden, Rhapsoden und alle das konfuse Geschlecht haben so hin gesalbadert, wie Gott gewollt, bis sie endlich so glücklich gewesen, daß man ihr dummes Zeug aufgeschrieben, da denn die Grammatiker sich ihrer erbarmt und es nach zweitausendjährigem Renken und Rücken endlich so weit gebracht, daß außer den Priestern dieser Mysterien niemand mehr von der Sache wisse noch wissen könne. Neulich versicherte mich jemand, Xenophon habe eben so schlechte Prosa geschrieben als ich; welches mir denn zu einigem Troste dienen sollte" [1]).

Über orthographische Fragen denkt er ähnlich und macht sich über die kleinlichen Bestrebungen des einst so hoch verehrten Klopstock, der 1778 über die

[1]) 19. März 1818, IV, 29, 90 f. Diese ersten hundert Verse der Odyssee hielt der Übersetzer F. A. Wolf nachher selbst wert, dem „hinkenden Hochberühmten", d. h. dem Feuer überliefert zu werden. Siehe Weißenfels, Übersetzungen griechischer und römischer Klassiker, Zeitschr. für das Gymnasialwesen 1906, S. 85.

deutsche Rechtschreibung geschrieben hatte, lustig („Nachlaß, vermischte Gedichte"):

Bei allen Musen und Grazien sagt an mir, ihr Deutschen!
Euren ersten Dichter, den alle Götter geehret,
Der mit Geistesschritten von Sonne zu Sonne gewandelt,
Der in die Tiefen der Liebe sich wie ein Engel gesenket,
Diesen göttlichen Mann, ihr nennt ihn Klopstock? den Namen
Gebt ihr einem Dichter, dem keiner zu sanft und zu hoch wär'?
Ja dies ist der Name, den wir verehren und lieben.
Haltet hier, und widmet euch der Feier stiller Betrachtung!
Ach der Gute hat leider endlich altshändyscher Ahndung
Böse Schuld bezahlt! Aus seinen Höhen und Tiefen
Sich in das Stein- und Gebeinreich der Lettern und Silben
begeben.
Mit dem eignen Sinne, der großen Dingen geziemte,
Heftet er sich ans Kleinste, und so klopstockt er die Sprache [1]).

Recht witzig ist auch das Verslein gegen Wolkes Schrift, die schon durch ihren Titel ihre Redseligkeit verrät: „Anleit zur deutschen Gesamtsprache oder zur baldigen Erkennung und Berichtigung von wenigstens 20,000 Sprachfehlern und zur Abwendung eines großen Zeit- und Geldverlustes":

Dem Buchstabensparer.

So soll die orthographische Nacht
Doch endlich auch ihren Tag erfahren;
Der Freund, der so viel Worte macht,
Er will es an den Buchstaben sparen [2]).

Dahin gehört ferner das Xenion Nr. 287:

Preisfrage der Akademie nützlicher Wissenschaften.

Wie auf dem u fortan der teure Schnörkel zu sparen?
Auf die Antwort sind dreißig Dukaten gesetzt [3]).

[1]) I, 5, 37 (1781).
[2]) I, 5, 181 (1812).
[3]) Ebenda S. 246 (1796).

Gemünzt ist dies Xenion auf die Erfurt-Mainzer „Akademie nützlicher Wissenschaften", vielleicht mit einem Seitenblick auf Wolke[1]). — Auf einen bestimmten Fall, nämlich daß die Deutschtümler mit Arndt „Teutsch" schreiben wollten, gehen die Reime:

An die T... und D..., den 3. Februar 1814.

Verfluchtes Volk! kaum bist du frei,
So brichst du dich in dir selbst entzwei.
War nicht der Not, des Glücks genug?
Deutsch oder Teutsch, du wirst nicht klug[2]).

Eine um dieselbe Zeit verfaßte Anspielung darauf findet sich auch im west-östlichen Divan im Buche des „Unmutes":

Dies der Landsmann wünscht und liebet,
Mag er Deutsch mag Teutsch sich schreiben ...[3]).

Darum wird auch das Bruchstück eines undatierten Briefes an v. Voigt, wie schon aus einem andern Grunde (siehe IV, 30, 248) vom Herausgeber vermutet ist, in die Zeit der Freiheitskriege fallen: „Eine solche provisorisch zersplitternde Wiedergeburt des deutschen oder teutschen Vaterlands scheint mir das Schrecklichste, was sich ereignen ..."[4]). Auch in der oben S. 101 erwähnten, von Wolke 1815 gegründeten Berliner Gesellschaft wogte der Streit

---

[1]) Siehe Schriften der Goethegesellschaft 8, 170, zu Nr. 420.

[2]) I, 5, 144.

[3]) I, 6, 103.

[4]) IV, 30, 200, Nr. 8219.

darüber, siehe S. 28 u. 29, Nr. 10 des dort angegebenen Programms. — Ein offenes Bekenntnis über seine Gleichgültigkeit in solchen Fragen legt er noch als siebzigjähriger Mann ab: „Das Gespräch . . . kam dann auch auf die jetzige deutsche Orthographie. ‚Laßt ihr mich mit eueren Schreibfehlern gehen', sagte Goethe, ‚ich mache in jedem Brief Schreibfehler und keine Komma. Ich diktiere meistens und sehe nicht nach. Sollte ich aber alle Briefe beantworten, so müßte ich ein eigenes Comptoir noch haben'" [1]). „Mit Philologen und Mathematikern ist kein heiteres Verhältnis zu gewinnen; das Handwerk der ersten ist zu emendieren, der andern zu bestimmen; da nun am Leben so viele Mängel (mendae) sich finden und ein jeder Einzelne Tag nach Tag genug an sich selbst zu bestimmen hat, so kommt in den Umgang mit ihnen ein gewisses Unleben, welches aller Mitteilung den Tod bringt. Wenn ich denken müßte, daß ein Freund, an den ich einen Brief diktiere, über Wortgebrauch und Stellung, ja wohl gar über Interpunktion, die ich dem Schreibenden überlasse, sich formalisiere, so bin ich augenblicklich paralysiert, und keine Freiheit kann stattfinden" [2]).

Ferner wendet er sich gegen einzelne grammatische Auswüchse. Unter anderem hatte nämlich Jean Paul in seinen „Briefen über die deutschen Doppelwörter" allerlei seltsame Kürzungen vor-

---

[1]) Mit Grüner 26. August 1822, Biedermann IV, S. 201 f.

[2]) An Zelter 18. Januar 1823, IV, 36, 279 f.

geschlagen, z. B. Regierrat, Anleit, Bemerk, und ebenso Wolke in der oben S. 135 angeführten Schrift, der übrigens aus seinem eigenen Lager dieserhalb in der genannten Gesellschaft befehdet wurde, siehe das obengenannte Programm S. 31. Auf diese Wunderlichkeiten geht nun folgendes im Jahre 1827 verfaßte Scherzgedicht:

Kein Vergleich!

Befrei' uns Gott von „s" und „ung",
Wir können sie entbehren;
Doch wollen wir durch Musterung
Nicht uns noch andre scheren.

Es schreibt mir einer: den „Vergleich"
Von Deutschen und Franzosen,
Und jeder Patriot sogleich
Wird heftig sich erboßen.

Kein Christenmensche hört ihm zu;
Ist denn der Kerl bei Sinnen?
„Vergleichung" aber läßt man zu,
Da müssen wir gewinnen [1]).

Ernstgemeinte Beschäftigung mit etymologischen Fragen sagt ihm nicht zu: „Er [Adrian] hat ein verständiges Büchlein über die Priesterinnen der Griechen herausgegeben, woran mich vorzüglich besticht, daß weder Etymologie noch Musik noch Sinnlichkeit darin spukt, von welchen lieben Ingredienzien die Produktionen dieser Art jetzt selten frei sind" [2]). ... „da ich Poesie und also Mythologie, ferner Ety-

[1]) I, 3, 157.
[2]) An Staatsrat Schultz 11. Juni 1823, IV, 37, 71.

mologie und alles, was ins Mystische und Unbestimmte führt, von meiner Naturforschung höchst streng absondere, weil ich sonst als Poet in die größte Verwirrung geraten müßte“ [1]). „Läßt man sich in historische und etymologische Untersuchungen ein, so gelangt man meistens immerfort ins Ungewissere“ [2]). Über Adrian handelt noch folgende Stelle: „Eigentlich besticht mich die ruhige Behandlung des Gegenstandes und daß der Verfasser weder Etymologie noch Mystik noch Lüsternheit einmischt“ [3]). Ebenso schreibt er an ihn selbst, als „einen jungen Mann, für den mich besonders der Umstand einnahm, daß ich weder mystisches Pfaffenwesen noch Etymologie noch Lüsternheit bemerken konnte“ [4]).

Durch seinen Freund Moritz kam er in Rom 1787 darauf, sich mit der Etymologie auf die Weise abzugeben, daß er mit ihr „das witzigste Spiel von der Welt“ trieb, indem er im Anschluß an Herdersche Ideen, der da lehrte, die Sprache sei dem Menschen angeboren, mit seinem Freunde annahm, daß auch die Buchstaben und Worte Ausdruck eines „inneren Sinnes“ seien, und demgemäß solche inneren Beziehungen zwischen Ausdruck und Bedeutung aufzufinden suchte: „Er [Moritz] hat ein Verstands- und Empfindungsalphabet erfunden, wodurch er zeigt, daß die Buchstaben nicht willkürlich, sondern in der menschlichen Natur gegründet sind und alle gewissen

[1]) Nicht abgesandt, an Knebel 22. Juni 1823, IV, 37, 341.
[2]) An Zelter 20. November 1829, IV, 46, 157.
[3]) An J. H. Meyer 20. Dezember 1822, IV, 36, 238.
[4]) An Adrian 3. Februar 1823, IV, 36, 303.

Regionen des innern Sinnes angehören, welchen sie denn auch, ausgesprochen, ausdrücken. Nun lassen sich nach diesem Alphabete die Sprachen beurteilen, und da findet sich, daß alle Völker versucht haben, sich dem innern Sinn gemäß auszudrücken, alle sind aber durch Willkür und Zufall vom rechten Wege abgeleitet worden. Demzufolge suchen wir in den Sprachen die Worte auf, die am glücklichsten getroffen sind, bald hat's die eine, bald die andre; dann verändern wir die Worte, bis sie uns recht dünken, machen neue u. s. w. Ja wenn wir recht spielen wollen, machen wir Namen für Menschen, untersuchen, ob diesem oder jenem sein Name gehöre u. s. w. — Das etymologische Spiel beschäftigt schon so viele Menschen, und so gibt es auch uns auf diese heitere Weise viel zu tun. Sobald wir zusammenkommen, wird es wie ein Schachspiel vorgenommen, und hunderterlei Kombinationen werden versucht, so daß wer uns zufällig behorchte, uns für wahnsinnig halten müßte. Auch möchte ich es nur den allernächsten Freunden vertrauen. Genug, es ist das witzigste Spiel von der Welt und übt den Sprachsinn unglaublich" [1]). Wenn man das Wesen der Volksetymologie so festgestellt hat, „daß sie das Unverstandene, Ungewohnte, Fremde nicht nach der Wahrheit, sondern nach dem mehr oder minder verführerischen Schein oberflächlich deutet, daß sie zwei etymologisch in der Regel ganz unverwandte Wörter

[1]) I, 32, 184 u. 185. „Italienische Reise", zweiter römischer Aufenthalt.

miteinander verknüpft“ [1]), so hat dies schon Goethe gewußt und in launiger Weise dargestellt. Er läßt den Mephistopheles und die Greifen im zweiten Teile des Faust sich also unterreden:

Mephistopheles:

Glück zu! den schönen Fraun, den klugen Greifen!

Greif:

Nicht Greifen! Greifen! — Niemand hört es gern,
Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Ursprung nach, wo es sich her bedingt:
Grau, grämlich, griesgram, greulich, Gräber, grimmig,
Etymologisch gleicherweise stimmig,
Verstimmen uns.

Mephistopheles:

Und doch, nicht abzuschweifen,
Gefällt das „Grei“ im Ehrentitel „Greifen“.

Greif:

Natürlich! die Verwandtschaft ist erprobt,
Zwar oft gescholten, mehr jedoch gelobt;
Man greife nun nach Mädchen, Kronen, Gold,
Dem Greifenden ist meist Fortuna hold [2]).

Solches volksetymologisches Spiel mit dem Gleichklang der Worte wiederzugeben macht dem Dichter Freude; er wiederholt es in dem zu den „Paralipomena“ des Faust gehörigen Bruchstücke:

Etymologie.
(Spricht Mephistopheles.)

Ars, Ares wird der Kriegesgott genannt,
Ars heißt die Kunst, und A . . . ist auch bekannt.

[1]) Andresen, „Volksetymologie“ 6. Aufl. S. 1.
[2]) Faust II, Vers 7092 ff. (I, 15, 1, 113 f.).

Welch ein Geheimnis liegt in diesen Wundertönen!
Die Sprache bleibt ein reiner Himmelshauch,
Empfunden nur von stillen Erdensöhnen;
Fest liegt der Grund, bequem ist der Gebrauch,
Und wo man wohnt, da muß man sich gewöhnen.
Wer fühlend spricht, beschwätzt nur sich allein;
Wie anders, wenn der Glocke Bimbam bammelt,
Drängt alles zur Versammlung sich hinein!
Von Können kommt die Kunst, die Schönheit kommt vom Schein.
So wird erst nach und nach die Sprache festgerammelt,
Und was ein Volk zusammen sich gestammelt,
Muß ewiges Gesetz für Herz und Seele sein [1]).

Der Hauptzweck dieser Verse ist augenscheinlich der, die Methode oder vielmehr Unmethode derjenigen an Beispielen zu veranschaulichen, die „oberflächlich nach dem mehr oder minder verführerischen Schein" (siehe oben S. 140 unten die Erklärung des Wortes Volksetymologie), d. h. nach dem bloßen Gleichklange der Worte auf ursprüngliche Zusammengehörigkeit schließen. Nebenbei werden sie noch mit ihrer Ansicht von der Sprache verspottet als solche, die sich mit ihrer feinen Empfindung für den „Himmelshauch" der Sprache brüsten, die vielmehr erst durch längeren öffentlichen Gebrauch, d. h. in der „Versammlung", allmählich „festgerammelt" und dadurch, daß sie gezwungen sei, den Worten eine ursprünglich gar nicht darin vorhandene Bedeutung zu geben (Kunst = Können, Schönheit = Schein), zu einem „Stammeln" werde (vgl. Düntzers Erklärung, Nationalliteratur II, S. 362). Die erste Kenntnis dieser etymologischen Spielerei

[1]) I, 5, 47.

hat der Dichter, wie ich bestimmt glaube annehmen zu dürfen, aus einem Aufsatz derselben „Beiträge" erhalten, die auch seine „Iphigenie" unter das sprachliche Messer genommen hatten (siehe S. 101). Dieser trägt die Überschrift: „Grundsätze der Wortforschung (Etymologie)" von Kandidat Heinzelmann und enthält einen köstlichen Schatz naiver Ansichten, die zu Spott und Scherz geradezu herausfordern [1]). Der oberste Grundsatz bei ihm ist: „Ich halte die Wörter der Sprache ursprünglich für natürliche Ausdrücke, Nachbildungen und Beschreibungen dessen, was wir äußerlich oder innerlich empfinden [2]) und anderen durch Töne zu bezeichnen wünschen" [3]). Einige Beispiele werden genügen: „In ‚raufen' und ‚rupfen' soll das ‚auf' und ‚upf' den Widerstand und die schmerzliche Empfindung des lebendigen Wesens ausdrücken" [4]). „Beim Ausdrucke ‚sitzen' bilden wir durch das s und tz die Handlung des Sitzens und die Kraft des Ansetzens ganz natürlich nach. In ‚setzen' steht nicht ohne Ursache das im Vergleich mit dem Buchstaben i größere e, weil nämlich die Handlung hier durch einen Raum gehet und gleichsam größer ist als bei sitzen" [5]). Damit sind volksetymologische Zusammen-

[1]) „Beiträge zur Ausbildung der deutschen Sprache" 1797, 8. Stück, S. 124—154.

[2]) A. a. O. S. 125.

[3]) Vergl. die Worte des Dichters oben S. 142:

„Welch ein Geheimnis liegt in diesen Wundertönen . . .
Empfunden nur von stillen Erdensöhnen."

[4]) „Beiträge" 2c. S. 128.

[5]) S. 134.

stellungen verschiedener Wörter verbunden. „Stein" ist gleich „stehend an", „dünn" gleich „sich tüend" oder „ziehend an" [1]). So ist es höchst wahrscheinlich, daß Goethe bei seinem zuletzt erwähnten Gedichte „Ars, Ares" u. s. w. die am Schluß des eben erwähnten Aufsatzes gebrachten Proben der Anwendung vor Augen und im Sinne gehabt hat, wo der eifrige Kandidat in ganz ähnlicher Weise über die Herkunft von Aal, Aar, Aas u. s. w. seine Betrachtungen anstellt. So wird „Aal" von „Angeln, aller, Ahl" zugleich abgeleitet [2])!

Sonst finden sich nur noch vereinzelte Bemerkungen Goethes über Wortbildung in ernsthafterem Tone. Zusammengesetzte Worte sind ihm nicht angenehm. „Mir kommt sie [nämlich eine Bildung wie „stängeln", siehe S. 125 f.] viel vorzüglicher vor, als wenn man entweder durch Vorsetzung der kleinen Partikeln oder durch Zusammensetzung Worte bildet" [3]). Er stimmt darin mit dem von ihm so beifällig aufgenommenen Aufsatze von Ruckstuhl überein (S. 104 unten): „Die zusammengesetzten Wörter sind von zweifelhaftem Werte." Er selbst wiederholt diese Abneigung gegen Komposita: „Wenn man die schlagenden einsilbigen Worte der Engländer mit vielsilbigen oder zusammengesetzten deutschen ausdrücken will, so ist gleich alle Kraft und Wirkung verloren" [4]). Er, der sprachgewaltige Meister

[1]) S. 135.

[2]) S. 148.

[3]) An Riemer 30. Juni 1813, IV, 23, 375 f.

[4]) Mit Soret 30. Dezember 1823, Biedermann IV, S. 334. Vergl. Goethes Unterhaltungen mit Soret ed. Burkhardt S. 32.

und schöpferische Wortbildner, spricht sich doch wenigstens einmal auch über einen feinen Bedeutungsunterschied in der Wortbildung aus. In „Kunst und Altertum" war als Inschrift auf dem Blücherdenkmal verzeichnet: „Dem Fürsten Blücher von Wahlstadt die Seinen." Schadow macht ihn darauf aufmerksam, daß auf der Metalltafel stünde: „. . . die Seinigen." Da beruhigt ihn Goethe mit der Bemerkung: „Der Unterschied der Worte die ‚Seinen' und die ‚Seinigen' ist nicht groß, das erste ist älter und ernster, das letzte neuer und gefälliger, und so kann dieses bei gegenwärtiger Gelegenheit wohl stattfinden" [1]).

b. Allgemeines

Die geringe Anzahl solcher Bemerkungen zeugt übrigens auch von der schwachen Teilnahme, die der Dichter, der „keine grammatische Ader in sich fühlte", für alles damit Zusammenhängende hatte. Er läßt sich wohl zur Drucklegung seiner Werke die Durchsicht gefallen von Männern wie Riemer, Göttling [2]), Eckermann, Wilhelm Schlegel und Heinrich Voß und erweist sich ihnen dankbar, ohne deshalb deren Ratschläge immer zu befolgen (wie auch bei den Fremdwörtern S. 120 f.); über Voß siehe Goethe-Jahrbuch Bd. XVII,

[1]) An Schadow 28. April 1819, IV, 31, 141.

[2]) „. . . gebe völlige Macht und Gewalt fernerhin nach Ihrer Überzeugung zu handeln: a) die Rechtschreibung betreffend; b) die Flexion; c) Schreiben der aus fremden Sprachen entlehnten Wörter; e) Interpunktion" (12. März 1825, an Göttling IV, 39, 135 f.).

S. 90 ff. Er wehrt sich eben gegen alle grammatische Maßregelung, sobald sie den souveränen Rechten des Dichters zu nahe tritt. Unmittelbare Zeugnisse haben wir dafür in seinem Briefwechsel mit Göttling, dem Professor in Jena. „Einer Idiosynkrasie werden Sie aber gefällig nachsehen: ich kann mich der Flexion ‚köstlichen Sinnes' nicht entschlagen, sie ist so in mein Wesen verwebt, daß ich sie, wo nicht für recht, doch mir gemäß achten muß. Ich habe mich besonnen, wie dieser Eindruck in der frühsten Zeit bei mir entstanden sein möchte, und mir sind Lessings Briefe antiquarischen Inhalts eingefallen, auch noch verschiedene andere Beispiele, und ich darf also desto eher einige Nachsicht hoffen" [1]). „Ew. Wohlgeboren halten sich überzeugt, daß ich das Geschäft des Grammatikers in seinem ganzen Umfang zu schätzen weiß und daß ich mir gern erst von ihm die Erlaubnis erbitte, als Poet mich einiger Freiheiten bedienen zu dürfen" [2]). „Ew. Wohlgeboren verfehle nicht anzuzeigen, daß die sämtlichen beigeschriebenen Korrekturen der Bände XIV, XV, XVI dankbar gebilligt, auch anderes bemerkt und nachgetragen habe. Einiges wie ‚hantieren' und die ‚davon heulenden Wölfe' [3]) werden sie dem Oberdeutschen und Dichter freundlich nach-

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Göttling ed. Kuno Fischer 1880, S. 7 f., 28. Mai 1825 = IV, 39, 203.

[2]) Ebenda S. 8, 18. Juni 1825 = IV, 39, 230.

[3]) Ebenda Vorrede S. VI. Der letzte Punkt betrifft das „Zigeunerlied", wo die Schlußstrophe von den Werwölfen lautet: „Da rüttelten sie sich, da schüttelten sie sich und liefen und heulten davon."

sehen. Übrigens billige gern wegen ‚mehre' und ‚gypsene' die vorgeschlagene Form und bitte fernerhin um geneigten Anteil" [1]). Dasselbe Recht wie der oberdeutsche hat natürlich auch der niederdeutsche Dichter. Darum passen aus dem S. 148 stehenden Zitat aus dem Aufsatz „Lyrische Gedichte von J. H. Voß", dessen Echtheit ich nach S. 82 nicht für erwiesen, in seinem ganzen Umfange auch nicht für wahrscheinlich halte, jedenfalls die Endworte über die „harten Ausdrücke" ganz zu der eben angeführten Äußerung des Dichters. Aber auch das vorausgehende Urteil, daß der Dichter auf das Bedeutende des Wortes und seine Abstammung achten müsse und so manches Gehaltvolle wiederherstellen könne, stimmt zu Goethes Gepflogenheit, „alte, schon halb verblaßte bildliche Ausdrücke so zu gebrauchen, daß ihr ursprünglicher Sinn wieder hervortritt" (siehe Cauer, Von deutscher Spracherziehung S. 155, und ausführlicher Pniower, Goethe-Jahrbuch Bd. XIX, S. 229 ff. u. XXIX, S. 147 ff.). Wenn ich auch nach S. 82 Goethe selbst nicht so unzweifelhaft wie Pniower für den unmittelbaren Verfasser jenes Aufsatzes halten kann, so stimmt wenigstens diese Stelle ganz zu diesen Anschauungen, zumal seine sonst so klar ausgesprochene Abneigung gegen grammatische Untersuchungen dadurch nicht berührt wird. Er tritt ja hier gar nicht vom Standpunkt des Gelehrten, sondern von dem des Dichters an die Sprache heran, will also keine schwierigen etymologischen Untersuchungen anstellen, die er so wenig liebt (siehe S. 138), sondern

[1]) Ebenda S. 10, 8. Oktober 1825 = IV, 40, 89.

nur auf der Hand liegende Stämme berücksichtigen. Diese ganze Stelle aber lautet: „[Der Niederdeutsche] ... empfängt manches Eigene, das er selbst schon aufgegeben, von fremden Lippen zurück, und gewöhnt sich deshalb mehr als der Oberdeutsche, der an Völkerstämme ganz verschiedenen Ursprungs angrenzt, im Leben selbst auf die Abstammung der Worte zu merken. Diesen ersten Teil der Sprachkunde läßt sich unser Dichter [Voß] gewissenhaft angelegen sein. Die Ableitung führt ihn auf das Bedeutende des Wortes, und so stellt er manches Gehaltvolle wieder her, setzt ein Mißbrauchtes in den vorigen Stand, und wenn er dabei mit stiller Vorsicht und Genauigkeit verfährt, so fehlt es ihm nicht an Kühnheit, sich eines harten, sonst vermiedenen Ausdrucks an rechter Stelle zu bedienen" [1]). — Seine Grenzen findet dies souveräne Recht des Dichters nur an den Regeln des Anstandes, die er einmal anzuwenden nötig findet, als sein bekanntes Gedicht über Hans Sachs als Prolog für Deinhardsteins Drama „Hans Sachs" im Theater zu Berlin gesprochen werden soll. Da ändert er für das „zartere Ohr" des Publikums die bekannte Stelle:

Ohne mit Schlepp und Steiß zu schwänzen

sinn- oder vielmehr zeit- und ortsgemäß um: „... es wäre nicht wohl getan, wenn wir die Art des sechzehnten Jahrhunderts, in unsrer Zeit als Unart erscheinend, freventlich producieren wollten. Man sagte, dächt' ich:

Ohne mit langer Schleppe zu schwänzen.

[1]) Besprechung der Gedichte von Voß I, 40, 278.

Und so möchte denn das zartere Ohr nicht beleidigt werden“ [1]). Dagegen macht er das Recht der dichterischen Phantasie gegenüber der von „neueren Pedanten“ geforderten strengen Durchführung der Tropen geltend, während er selbst gern abspringt und mehrere häuft, um eine durch die andere zu erklären [2]). Am stärksten und allgemeinsten aber drückt er sich über den Wert oder vielmehr Unwert aus, den die Grammatik in seinen Augen hat, in einem sonst nicht bekannten Briefe an den Grafen Uwarow, den dieser in einer am 22. März 1833 in der allgemeinen Versammlung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg gehaltenen Rede mitteilt. Dieser hatte nämlich seine Schrift: „Nonnos von Panopolis“ deutsch geschrieben und Goethe gewidmet. Die Stelle in dem Briefe Goethes an ihn lautet: „Je vous prie très-instamment et au besoin j'exige la promesse de ne jamais confier à aucun allemand ce que vous nommez la revision grammaticale de vos manuscrits. A coup sûr il ôtera de votre style ce qui en fait le prix à mes yeux, en y mettant une foule de belles choses dont je ne me soucie guère. Profitez en paix de l'immense avantage, que vous avez de ne pas savoir la grammaire allemande; il y a trente ans que je travaille à l'oublier“ [3]). Also eine eindringliche Warnung vor einer grammatischen Durchsicht seines

[1]) An Graf v. Brühl 26. Januar 1828, IV, 43, 264 f.

[2]) Mit v. Müller u. s. w. 29. September 1823, Biedermann IV, S. 282.

[3]) Strehlke II, 334.

Werkes, dessen Stil nur an Originalität verlieren könne! Nur untergeordnete Kleinigkeiten könne man durch Kenntnis der Grammatik gewinnen. Er, Goethe, arbeite seit dreißig Jahren daran, die Grammatik zu vergessen! — Alle diese Äußerungen werfen auch ein Licht auf eine etwas dunkle Briefstelle über die neue deutsche Gesellschaft, von der schon S. 64 ff. die Rede war. „Der umständliche Aufsatz, die neue deutsche Sozietät für Geschichte betreffend [1]), hat mich viel unterhalten. Auch hier ist wunderbar zu sehen, wie der patriotische Enthusiasmus über Zweck und Mittel verblendet: denn wie soll so etwas getan werden? und wenn es getan ist, wem soll's frommen? Doch sind dergleichen Anstöße und Anlässe möglichst zu benutzen. Ich will meine jungen deutschgesinnten Freunde, besonders über den 14. Paragraphen befragen. Dieser scheint mir der schwächste, und man tut denn doch wohl, daß man über das, was die Zeit fordert, nicht dunkel bleibt" [2]). Dieser Paragraph handelt nämlich [3]) besonders von der Abfassung von Grammatiken und Wörterbüchern altdeutscher Dialekte und entsprechender Ausgaben. Ob nicht Goethes Urteil „schwächster Paragraph" und die vorausgehende Frage: „wem soll's frommen?" zum großen Teile der Abneigung gegen alles grammatische Wesen zuzuschreiben ist?

---

[1]) Den nämlich die Brüder Grimm auf seine Veranlassung als vorläufigen Plan ausgearbeitet hatten. Siehe Goethe-Jahrbuch XXI, 59.

[2]) An v. Voigt 26. August 1816, IV, 27, 146.

[3]) Steig, Goethe und Gebrüder Grimm S. 133.

Überblicken wir diesen Abschnitt noch einmal, so ist lehrreich zu sehen, wie der Dichter selbst auf diesem Gebiete, wo er so unverhohlen sein Recht über die häufig und nicht immer taktvoll geäußerten grammatischen Forderungen setzt und nicht aufbaut, sondern abwehrt, doch ganz ähnlich wie in seinem Verhalten zum Fremdwort (S. 124) wenigstens darin seinen gestaltenden und schöpferischen Trieb nicht verleugnen kann, daß er uns das Walten volksetymologischer Kräfte in einigen Beispielen greifbar vor Augen gestellt hat (S. 141 f.) und daß er empfiehlt, auf die Ableitung der Worte zu merken und so Gehaltvolles wiederherzustellen (S. 148).

Seine volle Zustimmung hat die Grammatik nur in der Form, wie er sie sich scherzhafterweise für das Paradies erdichtet:

Doch man horcht nun Dialekten,
Wie sich Mensch und Engel kosen,
Der Grammatik, der versteckten,
Deklinierend Mohn und Rosen[1]).

[1]) West-östlicher Divan, Buch des Paradieses I, 6, 265, Vers 21 ff., 23. September 1818.

Sechster Abschnitt

Das Deutsche und die fremden Sprachen im allgemeinen

Am ausführlichsten spricht Goethe seine Meinung über den Wert der fremden Sprachen neben der deutschen und in Bezug auf sie in dem unverkürzten ersten Entwurf eines Abschnittes seines Aufsatzes zur „deutschen Sprache" aus. Er stellt hier verschiedene Forderungen von Sprachkenntnis je nach dem Bildungsgrade und den Bedürfnissen eines Volkes auf; dort heißt es: „Ferner geben wir zu und bestätigen, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache ohne irgend eine fremde Beihilfe hinreichend gewinnen kann. Dies verdanken wir den einzelnen vielseitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche gegenwärtig der ganzen Nation zu gute kommen. Besondern Gewinn aber zieht hievon ein Mittelstand, wie ich ihn im besten Sinne des Wortes nennen möchte. Hierzu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutschland so viele wohlgelegene und wohlbestellte zählt, Beamte und Unterbeamte daselbst, Handelsleute, Fabrikanten, vorzüglich Frauen und

Töchter solcher Familien, auch Landgeistliche, insofern sie Erzieher sind. Diese Personen sämtlich finden ihr Lebens- und Lehrbedürfnis innerhalb der Muttersprache“ [1]). Dagegen: „Will man aber andere weite Weltverhältnisse mißkennen, ein ausschließendes Gesetz aufstellen, fremde Sprachen, deren Übung und Benutzung verbieten, so muß jeder echte Vaterlandsfreund mit Kraft dagegen wirken. — Die Gelehrsamkeit überhaupt läßt sich ohne die alten Sprachen nicht denken, und wie sollte sich jemand zum Erzieher in höherem Sinne bilden ohne gründliches Studium derselben. Das ganze Talent eines Weltmanns ruht auf der Gewandtheit in neueren Sprachen: hohe Staatsämter, diplomatische Vorschule derselben, Handelsmänner und deren reisende Gehülfen, Staatsmänner und Diplomaten zu eigenem Vorteil. — Der Wissenschaft und Philosophie Ergebene können die neuen Sprachen nicht entbehren, sowohl weil sie sich aus Büchern unterrichten müssen, als auch weil der Völkerverkehr täglich stärker wird. Engländer und Franzosen lernen Deutsch; sollte man ihnen nicht entgegenkommen? und reichten unsere Tag-, Wochen- und Monatsblättler ohne fremde Sprache wohl aus, und die mancherlei Übersetzungsanstalten, die sich immer vermehren, wie sollten sie gedeihen? Alles das ist so klar und jedem einleuchtend, daß man gar nicht weiß, warum man darüber spricht, und doch vernimmt man immerfort hie und da mißverstan-

---

[1]) Dazu stimmt die in dem S. 61 oben angeführten Gedichte ausgesprochene Meinung.

dene Mißbilligung solcher Studien und solcher Bemühungen“ [1]). Hiermit stimmt im Grunde ganz überein, was Goethe zu einem jungen Engländer, der nach Deutschland gekommen war, um Deutsch zu lernen, sagt: „Es ist auch nicht zu leugnen, daß wenn einer jetzt das Deutsche gut versteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. Von der französischen rede ich nicht, sie ist die Sprache des Umgangs und ganz besonders auf Reisen unentbehrlich, weil sie jeder versteht und man sich in allen Ländern mit ihr statt eines guten Dolmetschers aushelfen kann. Was aber das Griechische, Lateinische, Italienische und Spanische betrifft, so können wir die vorzüglichsten Werke dieser Nationen in so guten deutschen Übersetzungen lesen, daß wir ohne ganz besondere Zwecke nicht Ursache haben, auf die mühsame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Übersetzungen durchaus treu und vollkommen“ [2]). Hier ist natürlich die Kenntnis des Englischen vorausgesetzt, da er ja eben zu einem Engländer spricht, der gut deutsch „verstehen“ soll. Und wenn deutsche Übersetzungen hier gerühmt werden, so sind sie ohne „Übersetzungsanstalten“ nicht möglich, die wiederum „ohne fremde Sprachen“ nicht „gedeihen“ können (siehe S. 153

[1]) I, 41, 1, Lesarten S. 465 f. (1816).

[2]) Mit Eckermann 10. Januar 1825, Biedermann V, 123 f.

unten). Und wenn er hier die anderen Sprachen für „ganz besondere Zwecke" aufgespart wissen will, so meint er eben solche Zwecke, die die „Gelehrsamkeit der Erzieher in höherem Sinne" (siehe S. 153, Zl. 10 f.) verfolgt. Darum hat er wohl auch folgende beide ursprünglich, wie die Lesarten beweisen, vorhandenen Sätze als zu allgemein und mißverständlich wieder streichen lassen: „Der Deutsche soll alle Sprachen lernen, damit ihm zu Hause kein Fremder unbequem, er aber in der Fremde überall zu Hause sei" [1]). (Jetzt auch in „Maximen und Reflexionen", Schriften der Goethegesellschaft 21, 207, Nr. 978. Dasselbe noch schroffer ausgedrückt: „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen." Ebenda S. 18, Nr. 91. Darüber, daß dieser Gedanke vielleicht durch Hamann angeregt ist, siehe ebenda S. 304, Anm. zu 91.) Und: „Der Deutsche muß alle Sprachen lernen, damit ihm zu Hause kein Fremder imponiere, und daß er draußen überall zu Hause sei" [2]). Nach seinen eigenen, dem Engländer gegenüber ausgesprochenen Worten würde er mit diesen Sätzen sich selber widersprechen, denn der „Mittelstand" hat eben nicht alle Sprachen nötig. Der Vorteil der Sprachkenntnis wird dann ganz besonders in der letzten, 1816 abgedruckten Fassung der „deutschen Sprache" betont und behauptet: „daß der Deutsche nichts Wunderlicheres tun könnte, als sich in seinen mittelländischen Kreis zu beschränken" [3]).

---

[1]) I, 41, 1, Lesarten S. 466.
[2]) Ebenda S. 467.
[3]) I, 41, 1, 115, Zl. 11 ff.

Der also gekürzte, gedruckte Abschnitt des oben angegebenen Entwurfes lautet: „Wir geben gerne zu, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache ohne irgend eine fremde Beihilfe hinreichend gewinnen könne. Dies verdanken wir einzelnen vielseitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einem gewissen Mittelstand zu gute gehn, wie ich ihn im besten Sinne des Worts nennen möchte. Hierzu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutschland so viele wohlgelegene, wohlbestellte zählt: alle Beamten und Unterbeamten daselbst, Handelsleute, Fabrikanten, vorzüglich Frauen und Töchter solcher Familien, auch Landgeistliche, insofern sie Erzieher sind. Diese Personen sämtlich, die sich zwar in beschränkten, aber doch wohlhäbigen, auch ein sittliches Behagen fördernden Verhältnissen befinden, alle können ihr Lebens- und Lehrbedürfnis innerhalb der Muttersprache befriedigen. — Die Forderung dagegen, die in weiteren und höhern Regionen an uns auch in Absicht einer ausgebreiteten Sprachfertigkeit gemacht wird, kann niemand verborgen bleiben, der sich nur einigermaßen in der Welt bewegt" [1]). Um dieselbe Zeit rät er in Bezug auf die „Benutzung verschiedener Sprachen" dem Deutschen, „daß er, anstatt sich in sich selbst zu beschränken, die Welt in sich aufnehmen muß, um auf die Welt zu wirken" [2]). Daß eine solche Sprachkenntnis zur Ver-

[1]) I, 41, 1, 115 f.

[2]) An Uwarow 28. März 1817, IV, 28, 41.

mittlung und Erleichterung des Verkehrs dient, setzt er Carlyle auseinander: „Die Besonderheiten einer jeden [Nation] muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten, sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich“[1]). Insbesondere gefällt ihm der von dem russischen Grafen Uwarow gemachte und sogleich an einem Beispiele durchgeführte Vorschlag, *für bestimmte Zwecke* sich der jedesmal passendsten und *entsprechendsten Sprache zu bedienen*: „Die günstige Meinung, die ein trefflicher Fremder uns Deutschen gönnt, darf hier als an der rechten Stelle wohl Platz finden. Der wirkliche russisch-kaiserliche Staatsrat Uwarow gedenkt in seinem schätzbaren Werke: ‚Nonnos von Panopolis, der Dichter‘, St. Petersburg 1817, und zwar in dem an einen alten Freund und Teilnehmer gerichteten Vorwort unserer in Ehren also: ‚Die Wiedergeburt der Altertumswissenschaft gehört den Deutschen an. Es mögen andere Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben; sollte aber die höhere Philologie sich einst zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, so könnte eine solche Palingenesie wohl nur in Deutschland stattfinden. Aus diesem Grunde lassen sich auch gewisse neue Ansichten kaum in einer andern neuern Sprache ausdrücken; und deswegen habe ich Deutsch geschrieben. Man ist hoffentlich nunmehr von der verkehrten Idee des politischen Vorranges dieser oder

[1]) An Carlyle 20. Juli 1827, IV, 42, 269.

jener Sprache in der Wissenschaft zurückgekommen. Es ist Zeit, daß ein jeder, unbekümmert um das Werkzeug, immer die Sprache wähle, die am nächsten dem Ideenkreise liegt, den er zu betreten im Begriff ist.' — Hier hört man nun doch einmal einen fähigen, talentvollen, geistreich gewandten Mann, der, über die kümmerliche Beschränkung eines erkältenden Sprachpatriotismus weit erhoben, gleich einem Meister der Tonkunst jedesmal die Register seiner wohl ausgestatteten Orgel zieht, welche Sinn und Gefühl des Augenblicks ausdrücken. Möchten doch alle gebildeten Deutschen diese zugleich ehrenvollen und belehrenden Worte sich dankbar einprägen, und geistreiche Jünglinge dadurch angefeuert werden, sich mehrerer Sprachen als beliebiger Lebenswerkzeuge zu bemächtigen" [1]). In seinem Briefe an den russischen Grafen nennt Goethe dies einen „schönen und so richtigen Gedanken: von Benutzung verschiedener Sprachen zu verschiedenen charakteristischen Zwecken ... Ihr Beispiel ist unschätzbar" [2]). (Es ist aber bezeichnend, daß der also von so angesehener Seite gelobte Graf die deutsche Sprache doch nur noch einmal in seinem Werke angewandt hat, augenscheinlich, weil der Vorschlag, allgemein durchgeführt, kaum zweckmäßig genannt werden kann. Vergl. Alexander v. Humboldts Ausspruch: „Man gibt Leben dem Ausdruck nur in der Sprache, welche man lange um sich sprechen hört"; siehe russische

---

[1]) „Urteilsworte französischer Kritiker" I, 41, 1, 126 f. (1817).

[2]) An Uwarow 28. März 1817, IV, 28, 41.

Revue XXVIII, 167.) Goethe wendet ihn gleich auf einen besonderen Fall an: „Wenn es nach dem Ausspruch unseres geistvollen und talentreichen Freundes Uwarow ginge (Rhein und Main drittes Heft), daß nämlich eine jede Schrift in der ihrem Inhalt gemäßesten Sprache geschrieben würde, so hätte dieses Büchlein [Welckers] notwendig griechisch verfaßt werden sollen: denn erstlich gehört der uns Neuere immer anwidernde Gegenstand zwar jenem herrlichen, sich selbst in Tugenden und Lastern überbietenden Volke der Griechen, mag aber doch nur dem erträglich werden, dessen Beruf es ist, die Verflechtung des Höchsten und Tiefsten, die Verirrung der Natur zur Unnatur als Nationalsitte kennen zu lernen. Hievon deutsch zu reden, gibt es manche Schwierigkeiten, welche dem Verfasser begegneten“ [1]). Eben diese griechische Sprache hält er merkwürdigerweise in einem ganz anderen Zusammenhange, aber in demselben Jahre 1817, also vielleicht nicht ohne Erinnerung an Uwarows Vorschlag, in einem bestimmten Falle für noch geeigneter und ausdrucksfähiger als die deutsche: „Es ist derselbe [nämlich Papadopulos], welcher zu jener Zeit meine Iphigenie ins Neugriechische übersetzte, und wunderbar genug, wenn man das Stück in dieser Sprache und in dieser Beziehung betrachtet, so drückt es ganz eigentlich die sehnsüchtigen Gefühle eines reisenden oder verbannten Griechen aus: denn die allgemeine Sehnsucht nach dem Vaterlande ist hier unter

[1]) „Sappho von einem herrschenden Vorurteil befreit durch F. G. Welcker“ I, 48, 172 (1817).

der Sehnsucht nach Griechenland, als dem einzig menschlich gebildeten Lande, ganz spezifisch ausgedrückt“ [1]).

Er ist dabei überzeugt und betont es auch ausdrücklich, daß das Sprechen in fremden Sprachen dem Deutschtum nichts schaden könne: „daß der Deutsche sich treu bleibt, und wenn er auch mit fremden Zungen spricht“ [2]), „daß der Deutsche auch in fremden Formen und Sprachen sich selbst gleich bleibt, seinem Charakter und Talent überall Ehre macht“ [3]). Darum kann auch die gegenseitige Beeinflussung verschiedener, besonders verwandter Sprachen nur von Nutzen sein. So verspricht er sich mancherlei Gutes, manche Bereicherung von der Einwirkung des Dänischen auf das Deutsche. „Goethe ... empfing mich väterlich; ich aß oft bei ihm, und ich mußte ihm meinen ganzen ‚Aladdin‘ und ‚Hakon Jarl‘ aus dem Stegreif deutsch vorlesen. Da machte ich mich denn vieler Dänismen schuldig; er verwarf sie aber nicht alle; er meinte, die beiden verwandten Sprachen, aus Einer Wurzel entsprungen, könnten einander mitunter mit guten Worten schwesterliche Geschenke machen. ‚Hm! Das ist hübsch,‘ sagte er mitunter, wenn ich etwas vorlas. ‚Sagen Sie denn das so deutsch?‘ frug ich. ‚Nein, wir sagen es nicht, könnten es aber sagen.‘ — ‚Soll ich denn ein anderes Wort brauchen?‘ — ‚Nein, tun Sie das nicht.‘ — Einen Mann, der mich in Berlin gekannt hatte und nach Weimar kam,

---

[1]) Tag- und Jahreshefte 1817, I, 36, 133.
[2]) „Deutsche Sprache“ I, 41, 1, 113 (1817).
[3]) An Blumenthal 10. April 1819, IV, 31, 119.

fragte Goethe: ‚Kennen Sie etwas von Oehlenschläger?‘ — ‚Nein!‘ war die Antwort; ‚aufrichtig, ich mag die deutsche Sprache nicht radebrechen hören.‘ — ‚Und ich,‘ antwortete Goethe mit imposantem Gefühle, ‚mag die deutsche Sprache sehr gern in einem poetischen Gemüte entstehen sehen.‘ ... Das Nibelungen-Lied war eben herausgekommen und Goethe las uns einige Gesänge vor. Weil nun vieles in der alten Sprache mit altdänischen Worten verwandt ist, so konnte ich ihnen manches deuten, was die andern nicht gleich verstanden. ‚Sieh einmal!‘ rief dann Goethe lustig, ‚da haben wir wieder den verfluchten Dänen!‘ — ‚Nein, Däne!‘ sagte er einmal in demselben Tone: ‚hier kommt etwas, was Ihr doch nicht hättet sagen können:

Es war der große Siegfried, der aus dem Grase sprang,
Es ragete ihm vom Herzen eine Speerstange lang. —

Es ragete ihm vom Herzen eine Speerstange lang‘ — wiederholte er staunend, die Worte stark betonend, in seinem Frankfurter Dialekt: ‚Das ist kapital!‘ — Zwar hatte Oehlenschläger während seines längeren Aufenthaltes in Halle die Fertigkeit, sich in der deutschen Sprache mit Leichtigkeit auszudrücken, immer mehr ausgebildet, aber seine Rede, wenn auch ungehemmt, war nichts weniger als fehlerfrei. Er wagte es, dem großen Dichter Szenen aus seinem Aladdin, der noch nicht deutsch erschienen war, unmittelbar aus dem Dänischen ins Deutsche zu übersetzen. Vielleicht waren eben die Fehler ihm pikant; viele gewagte Konstruktionen, viele wunderbare Äußerungen, wie sie

einem Deutschen nie eingefallen wären, ergötzten Goethe nicht allein, sondern schienen ihm bemerkenswert und bedeutend. ‚Die uns verwandten Dänen,' hörte ich ihn sagen, ‚könnten wohl unsere Sprache bereichern, und was wir, von der einseitigen Ausbildung ergriffen, nur zu tadeln geneigt sind, verdiente wohl nicht selten unsere Aufmerksamkeit.' Die gesunde, ursprüngliche und aus einer reinen Quelle hervorsprudelnde Eigentümlichkeit gefiel ihm sehr" [1]). Er betrachtet auch mit entschiedener Teilnahme das Zusammen- und Ineinanderleben des Deutschen in Böhmen mit der Landessprache: „Böhmen hegt in seinem Innern, wie auch die vorliegenden Hefte bezeugen, eine reiche dichterische Flora, welche sogar gemäß den eigentümlich zwiefachen Geschichtselementen ihres Bodens in doppeltem Dasein, in einem böhmischen und einem deutschen, hervortritt. Von dem Zusammenleben zweier Sprach- und Dichtungssphären gibt uns Böhmen jetzt ein merkwürdiges Bild, worin bei größter Trennung, wie schon der Gegensatz von Deutschem und Slavischem ausdrückt, doch zugleich die stärkste Verbindung erscheint. Denn wenn die böhmischen Dichter, selbst indem sie alten Mustern folgen, nicht umhin können, durch Sinnesart, Ausdrucksweise und Gedichtformen doch auch in heutiger Bildung Deutsche zu sein, so sind hinwider die deutschen Dichter in Böhmen durch entschiedene Neigung und stetes Zurückgehen zum Altnationalen ihrerseits recht

---

[1]) Mit Adam Oehlenschläger, Mai und Juni 1806, Biedermann II, S. 28 ff.

eigentlich böhmisch“ [1]). Aber er bleibt trotz alledem ein guter Deutscher. Wie alle diese Beziehungen zum Auslande unbeschadet des Deutschtums sich vollziehen sollen (siehe S. 160), so weiß er auch die unschätzbare Bedeutung der Muttersprache fürs Gemüt durch den Mund des Pylades zu verherrlichen: „O süße Stimme! o willkommener Ton der Muttersprache in einem fremden Lande! Gefangen, wie ich bin, seh' ich die blauen Berge des Vaterhafens neu willkommen in meinem Auge! An dieser Freud' erkenne, daß ich ein Grieche bin“ [2]).

O süße Stimme! Vielwillkommner Ton
Der Mutterspracb' in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hafens blaue Berge
Seh' ich Gefangner neu willkommen wieder
Vor meinen Augen. Laß dir diese Freude
Versichern, daß auch ich ein Grieche bin [3]).

Als ein Widerspruch mit seiner Empfehlung, fremde Sprachen zum Verständnis fremder Völker zu lernen, erscheint es darum auch durchaus nicht, daß er solche verwirft, wenn es darauf ankommt, einen möglichst passenden Ausdruck für das Innere in Prosa oder Poesie zu finden; dies ist eben nur in der Muttersprache möglich: „Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt“ [4]). „Soll ich französisch reden,

[1]) „Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen“ Abt. „Poesie“ (1827) I, 42, 1, 50.
[2]) „Iphigenie in Tauris“ 2. Akt, 2. Auftritt, I, 39, 352.
[3]) „Iphigenie auf Tauris“ 2. Akt, 2. Auftritt, I, 10, 35 f.
[4]) „Ephemerides“ I, 37, 96, Zl. 25 f.

eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, man mag sich stellen, wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge und noch dazu stockend und stotternd ausdrücken kann? Denn was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart schnell, lebhaft und eigentümlich ergreift und mit Leichtigkeit ausdrückt, als daß jene, gerade wie wir es in einer fremden Sprache tun, sich mit schon gestempelten, hergebrachten Phrasen bei jeder Gelegenheit behelfen müssen" [1]). Zu gewissen Zeiten, „wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Sprache viel geschrieben ... worden, so ist der Zeitgehalt erschöpft und die Sprache zugleich" [2]) (vergl. S. 197 oben über ein ähnliches Schicksal eines einzelnen Werkes), und dann kann die Muttersprache sogar einer fremden gleich werden und also auch dieselbe Gefahr mit sich heraufführen, „sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phrasen zu bedienen" [3]).

[1]) „Briefe aus der Schweiz" um 1796, I, 19, 215 f.
[2]) „Deutsche Sprache" I, 41, 1, S. 113.
[3]) Ebenda.

Siebenter Abschnitt

Das Übersetzen

a.

Eine besondere Beziehung einer Sprache zur andern macht das Übersetzen aus. Goethe schätzt die Bedeutung und den Wert des Übersetzens im allgemeinen sehr hoch. Wird es von einem guten Sprachtalent ausgeübt, so hat dadurch die Sprache und Literatur Vorteil. „Wie ein solches an- und eingeborene Talent sich auch in diesem Falle [Bürger: Homerübersetzung] benehmen, was es leisten würde, unterlag keiner genauen Untersuchung, weil man gewiß war, daß am Ende Sprache und Literatur dadurch um manches würden gefördert sein“ [1]). Vor allem erscheint es ihm als Vermittler im geistigen Leben der Völker, dient zu ihrer Kultur, und seine Pflege zeugt vom Streben nach Höherem und Besserem. „Je [Cousin] lui demandai ses commissions pour Paris, où on commencait à s'interesser à la littérature allemande, où on traduisait Schiller et Goethe.

[1]) An Carl August 23. Dezember 1823, IV, 37, 291. Wiederholt in einem Briefe an Reinhard 2. Januar 1824, IV, 38, 7 f.

Je voulais l'amener à me parler de l'état de la littérature en France et prendre ses conseils; mais voici tout ce qu'il me dit: Oui, tant de traductions prouvent un désir du mieux, et on ne peut nier qu'il n'y ait de la bonne volonté en France" [1]). „. . . wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Kultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt" [2]). „Und so ist jeder Übersetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieses allgemein-geistigen Handels bemüht und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäft macht. Denn was man auch von der Unzulänglichkeit des Übersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltverkehr. — Der Koran sagt: ‚Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in seiner eigenen Sprache.' So ist jeder Übersetzer ein Prophet in seinem Volke. Luthers Bibelübersetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn schon die Kritik daran bis auf den heutigen Tag immerfort bedingt und mäkelt. Und was ist denn das ganze ungeheure Geschäft der Bibelgesellschaft anders, als das Evangelium einem jeden Volke in seine Sprache und Art gebracht zu überliefern" [3]). Nach Goethes Ausspruch: „Übersetzer sind als geschäftige Kuppler anzusehen, die uns eine halbverschleierte Schöne als höchst liebenswürdig anpreisen: sie erregen eine unwiderstehliche Neigung

[1]) Mit Cousin 28. April 1825, Biedermann V, S. 179.

[2]) Besprechung der Allemannischen Gedichte von Hebel (1805) I, 40, 304.

[3]) Über Carlyle, „German Romance" (1827) I, 41, 2, 307.

nach dem Original“ [1]), ist eine gleichzeitige Kenntnis des Originals, das man mit der Übersetzung vergleichen kann, besonders wertvoll, und zwar für die Kenntnis der betreffenden Sprachen, der darin geschriebenen Werke und der „Verhältnisse von Nation zur Nation“ (siehe die nächsten Zitate). Gelegentlich einer nicht in die Werke aufgenommenen Besprechung einer französischen Übersetzung seines Aufsatzes über die französische Literatur äußert er sich: „Der Wunsch wäre hinzuzufügen, daß die beiden Nationen durch diesen abermaligen Versuch einander möchten genähert, besonders auch der Franzose angeregt werden, die deutsche Sprache zu erlernen; wie denn immer der Erfolg ist, wenn uns eine Übersetzung behagt, daß wir nach dem unmittelbaren Verständnisse des Originals streben“ [2]). (Über die willkürliche Veränderung, welche die Franzosen mit seinen „Noten zu Rameaus Neffen“ vorgenommen hatten, klagt er an Zelter 11. April 1825, IV, 39, S. 182, Zl. 17.) Dieser Nutzen kommt natürlich vor allem dem Übersetzer zu gute: „. . . so habe ich auch in dem Cellini ein gutes Stück hinein übersetzt. . . . Es geht mit der Übersetzung eines Buchs, wie Sie von dem Copieren eines Gemäldes sagen, man lernt beide durch die Nachbildung erst recht kennen“ [3]). „Nun aber möcht' ich von Ihnen [nämlich von Car-

[1]) Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 56, Nr. 299.

[2]) „Promemoria an Peucer“ 29. und 30. April 1823, Lesarten IV, 37, 315.

[3]) An J. H. Meyer 3. März 1796, IV, 11, 37.

lyle] wissen, inwiefern dieser [ins Englische übersetzte] Tasso als englisch gelten kann. ... Eben diese Bezüge vom Originale zur Übersetzung sind es ja, welche die Verhältnisse von Nation zu Nation am allerdeutlichsten aussprechen, und die man zu Förderung der vor- und obwaltenden allgemeinen Weltliteratur vorzüglich zu kennen und zu beurteilen hat" [1]). Darum sind auch an den Übersetzer besonders hohe Anforderungen zu stellen, da seine Aufgabe nicht leicht ist: „Wer zu dem geistigen Erzeugnis eines fremden Volkes lebhafte Neigung gewinnt und seine Gefühle, seine Genüsse seiner eigenen Nation mitzuteilen wünscht, wird immer von einer gewissen Scheu befallen. Er empfindet scharf den Unterschied zweier" [bricht ab] [2]). „Wenn sich der Übersetzer nicht in seinen Autor vertieft und verliebt, so kommt oft gerade bei den Hauptstellen etwas Spielendes und Unsicheres zum Vorschein, wodurch der intentionierte Eindruck, die absichtlichste Darstellung gestört wird" [3]). „Gewinnt man einer fremden Arbeit die Art nicht ab, wie sie behandelt werden will, so kann eine Übersetzung oder Umbildung nicht gelingen" [4]).

b.

Bei solchen großen Ansprüchen ist die Unvollkommenheit einer jeden Übersetzung gegen-

[1]) An Carlyle 1. Januar 1828, IV, 43, 222.

[2]) Bruchstück eines Aufsatzes über „Volkslieder der Serben", Übersetzung von Talvi (1827) I, 42, 1, 249.

[3]) Tagebuch vom 28. Januar 1828, III, 11, 172.

[4]) An Prinz August von Gotha 24. Oktober 1796, IV, 11, 241.

über dem Originale kein Wunder, und zwar zunächst im allgemeinen. „Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickeltes Geschäft eine Übersetzung sei, als er [Wieland]. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, sondern der Sinn belebe“ [1]). „... So unübersetzlich sind die Eigenheiten jeder Sprache: denn vom höchsten bis zum tiefsten Wort bezieht sich alles auf Eigentümlichkeiten der Nation, es sei nun in Charakter, Gesinnungen oder Zuständen“ [2]). „Ich bringe den Spinoza lateinisch mit, wo alles viel deutlicher und schöner ist“ [3]). „Das Diplom [nämlich von seiner Aufnahme in die Gesellschaft der Arkadier], welches ich den andern Tag erhielt, folgt hier im Original und ist, da es in jeder andern Sprache seine Eigentümlichkeit verlöre, nicht übersetzt worden“ [4]). „Wie man mit eigenen Sachen selten fertig wird, so wird man es mit Übersetzungen niemals“ [5]). „Darauf Manzonis gedenkend: Wäre ich jünger, so hätte ich sogleich die Sposi promessi à la Cellini bearbeitet. Beim Übersetzen muß man sich nur ja nicht in unmittelbaren Kampf mit der fremden Sprache einlassen. Man muß bis an das Unübersetzbare herangehen und dieses respektieren; denn darin liegt eben der Wert und der Charakter einer jeden Sprache“ [6]). „Beim Übersetzen muß man bis

[1]) „Zu brüderlichem Andenken Wielands“ (1813) I, 36, 330.

[2]) „Italienische Reise“ 5. Oktober 1786, I, 30, 123.

[3]) An Ch. v. Stein 19. November 1784, IV, 6, 392.

[4]) „Italienische Reise“ Januar 1788, I, 32, 219 f.

[5]) An Schiller 9. Dezember 1795, IV, 10, 346.

[6]) Mit v. Müller 1827 oder 1828, Biedermann VI, S. 265.

ans Unübersetzliche herangehen; alsdann wird man aber erst die fremde Nation und die fremde Sprache gewahr“ [1]). „Eine natürliche Sprache [der Besitzerin des getöteten Tigers], kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unsern Mundarten übersetzen wollen, den ungefähren Inhalt dürfen wir nicht verhehlen“ [2]). Dies Respektieren hat den Vorteil, daß der Leser von dem Original ein richtiges Bild bekommt, das niemand aus sich heraus von einer fremden Sprache und einem fremden Dichter schaffen kann. „Goethe versicherte, wenn es keine Übersetzung wäre [Rameaus Neffe], würde es ihm unmöglich gewesen sein, Diderots Stileigentümlichkeiten wiederzugeben und so für den deutschen Text ganz französische Wendungen zu finden“ [3]). Aber völlig ausgleichen wird man dies Bestreben mit dem entgegengesetzten, im Sinne der Muttersprache zu schreiben, niemals: „Es ist eine wunderliche Sache, wenn man einen Gedanken zwischen zwei Sprachen hin und wider wälzt; der Ausdruck verändert sich und der Sinn zugleich“ [4]). — Deshalb haben auch so viele bestimmte einzelne Übersetzungen so viel Mängel. „Melodie und Ausdruck [nämlich des Mignonliedes] gefielen unserm Freunde besonders,

---

[1]) Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 220, Nr. 1056 (1826).

[2]) „Novelle“ (1828) I, 18, 336.

[3]) Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret, S. 16; 1. April 1823.

[4]) Goethes Briefe an Soret, ed. Uhde, S. 159; 17. August 1831.

ob er gleich die Worte nicht alle verſtehen konnte. Er ließ ſich die Strophen wiederholen und erklären, ſchrieb ſie auf und überſetzte ſie ins Deutſche. Aber die Originalität der Wendungen konnte er nur von ferne nachahmen. Die kindliche Unſchuld des Ausdrucks verſchwand, indem die gebrochene Sprache übereinſtimmend und das Unzuſammenhängende verbunden ward“ [1]). „Dieſe [geologiſche] Schrift [nämlich von Füchſel] war ... erſt deutſch aufgeſetzt, hatte nachher das Unglück, weil in jenen Akten die deutſche Sprache nicht erſcheinen ſollte, von einem Andern ins Lateiniſche überſetzt zu werden; dadurch iſt ſie ſo verunſtaltet und ſchwer zu verſtehen geworden“ [2]). „Ich habe in der italieniſchen Überſetzung [des Werther] noch keinen Mißverſtand gefunden, *das viel iſt*“ [3]). „Es ſchien ihm [Wilhelm] bei der Ausführung [der Überſetzung des Hamlet] immer, daß das Original nur verdorben werde“ [4]). „Goethe bemerkte bei der Müllerſchen Vorleſung über die ſpaniſche Poeſie und ſeinem Lobe von Schlegels Überſetzung des Calderon: Sie ſei denn doch nur ein ausgeſtopfter Faſan gegen einen wirklichen, aber ein gut ausgeſtopfter“ [5]). „Ich

---

[1]) Wilhelm Meiſters Lehrjahre 3. Buch, 1. Kapitel, I, 21, 234.

[2]) An Ernſt II. von Gotha 27. Dezember 1780, IV, 5, 26 f.

[3]) An Ch. v. Stein 13. Dezember 1781, IV, 5, 240.

[4]) Wilhelm Meiſters Lehrjahre 5. Buch, 5. Kapitel, I, 22, 163 (um 1786).

[5]) Mit Riemer 3. Auguſt 1807, *Biedermann* II, S. 182. — Intereſſant iſt dagegen das große Lob einer Überſetzung eines Calderonſchen Stückes, die Dr. Gries angefertigt

teilte den Enthusiasmus für dieses allerliebste Gedicht [deserted village von Goldsmith] mit Gottern, dem die von uns beiden unternommene Übersetzung besser als mir geglückt ist: denn ich hatte allzuängstlich die zarte Bedeutsamkeit des Originals in unserer Sprache nachzubilden getrachtet, und war daher wohl mit einzelnen Stellen, nicht aber mit dem Ganzen überein gekommen" [1]). „Ich habe jetzt mit dem besten Willen die Georgiken [nämlich von Voß übersetzt] wieder angesehen. Wenn man die deutschen Verse liest, ohne einen Sinn von ihnen zu verlangen, so haben sie unstreitig vieles Verdienst, was man seinen eignen Arbeiten wünschen muß; sucht man aber darin den geistigen Abdruck des himmelreinen und schönen Virgils, so schaudert man an vielen Stellen mit Entsetzen zurück, ob sich gleich, insofern das Ganze wohl verstanden und manches einzelne auch geglückt ist, ein tüchtiger Mann und Meister zeigt" [2]). „Mit diesem Übertragenen [nämlich zwei Versen des Ovid] war unser Freund nur wenige Zeit zufrieden; er tadelte, daß er das schön flektierte Verbum: ‚dum fierent' in ein traurig abstraktes Substantivum [‚das Machen'] verändert habe, und es verdroß ihn, bei allem Nach-

---

hatte: „Griesens Übersetzung der Zenobia ist in jedem Sinne vortrefflich" (an Knebel 24. November 1813, IV, 24, 43). „Ich bin dem Übersetzer sehr verpflichtet, der alles so treu und rein wiedergegeben; ich werde nicht ermangeln, es bei Calderon zu rühmen, wenn ich ihm drüben begegne" (an Knebel 13. Juni 1821, IV, 34, 282).

[1]) Dichtung und Wahrheit 12. Buch, I, 28, 157 (1813).

[2]) An W. v. Humboldt 16. September 1799, IV, 14, 181.

denken die Stelle doch nicht verbessern zu können“ [1]). Entsprechend der Anzeige der Promessi Sposi in der Zeitschrift le Globe, die er in einem Briefe abschreibt: „Manzoni n'est pas comme Walter Scott; on ne peut pas le traduire sans lui faire beaucoup perdre“ [2]) sagt er kurze Zeit darauf: „Zwei Übersetzungen der ‚Verlobten‘ beschäftigen mich und Riemern an den herkömmlichen Abenden; wir vergleichen sie mit dem Original, welches durch diese Folien erst recht in seinen höchsten Glanz hervorgehoben wird“ [3]).

c.

Diese Unvollkommenheit einer jeden Übersetzung hängt damit zusammen, daß noch niemand bisher die beiden denkbaren Arten der Übersetzung völlig erreicht hat: „Wenn er [nämlich Dr. Gries, S. 171, Anm. 5] fortfährt, sich an den Calderon zu halten, so wird er uns eine große Wohltat erzeigen, sich selbst für mehrere Jahre Beschäftigung geben und einen noch von niemand erreichten Ruhm erwerben, ich meine den, die beiden Übersetzungsweisen, dem Original ganz treu und seiner Nation verständlich und behaglich zu sein“ [4]). Von diesen beiden Arten wird öfters gesprochen: „Über die doppelte Art von Übersetzungen der Alten und Neuen; die freien nach dem Genius und Bedürfnis

[1]) Wilhelm Meisters Wanderjahre 2. Buch, 4. Kapitel, I, 24, 307 (1825).

[2]) An Streckfuß 18. August 1827, IV, 43, 34.

[3]) An Friedr. v. Müller 27. November 1827, IV, 43, 130.

[4]) An Knebel 24. November 1813, IV, 24, 43 f.

des Volks, für das übersetzt wird, und die getreuen nach dem Genius des Volks, aus dessen Sprache übersetzt wird“ [1]). „Es gibt zwei Übersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen“ [2]). „Man kann, wie es mir scheint, nach zweierlei Maximen übersetzen, einmal wenn man seiner Nation den reinen Begriff eines fremden Autors überliefern, fremde Zustände derselben anschaulich machen will, wobei man sich denn genau an das Original bindet; man kann aber auch ein solches fremdes Werk als eine Art Stoff behandeln, indem man es, nach eignen Empfindungen und Überzeugungen, dergestalt verändert, daß es unserer Nation näher gebracht und von ihr gleichsam als ein Originalwerk aufgenommen werden könne“ [3]). Auf dies Bedürfnis weist er Therese v. Jacob hin, die Übersetzerin serbischer Lieder, die sich über die „gelehrten Slaven“ beklagt hatte, die „mir keine Veränderung der Wendung, auch nicht die kleinste, ... kurz nicht die mindeste Übersetzerfreiheit gestatten wollen. Ich glaube, Wunder wie treu gewesen zu sein, aber ihnen bin ich immer noch nicht treu genug gewesen, weil ich unsre Sprache nicht weniger

---

[1]) Mit Riemer 13. Juli 1810, Biedermann II, S. 321.
[2]) „Zu brüderlichem Andenken Wielands“ I, 36, 329 f.
[3]) An Holcroft 29. Mai 1801, IV, 15, 233.

respektiert habe, wie die ihrige“ [1]). Er rät ihr: „Beharren (Sie) auf dem guten Wege, den Deutschen klar und angenehm zu sein. Ein fremder Zustand wird ohnehin so leicht nicht gefaßt, warum wollte man es dem Leser durch Spracheigenheiten noch erschweren“ [2]). Sogar Ergänzungen zum besseren Verständnis wagt er, allerdings etwas zaghaft, vorzuschlagen: „Eine solche Willkür [die Abänderung des Originals] soll sich vielleicht der Übersetzer nicht nehmen; aber wer seinen Autor durchdringt, wird doch auch nach dem, was dieser leistete, bei sich aufrufen können, was jener hätte leisten wollen und sollen. Ich habe wenigstens beim Übersetzen immer so verfahren, will aber nicht behaupten, daß es zulässig sei“ [3]). Darum wird auch mit der möglichsten Erfüllung beider Bedingungen das Lob einer englischen Faustübersetzung begründet. „In England hat ein Herr Soane meinen Faust bewundernswürdig verstanden und dessen Eigentümlichkeiten mit den Eigentümlichkeiten seiner Sprache und den Forderungen seiner Nation in Harmonie zu bringen gewußt“ [4]). Diese Übersetzung meint der Dichter augenscheinlich mit der „früheren, von der wir nur den Anfang haben“, als er sie mit einer freieren, ihm weniger gefallenden vergleicht. „Lord Gowers Übersetzung ist eigentlich eine

[1]) An Goethe 12. Dezember 1824; Goethe-Jahrbuch XII, 59 f.

[2]) An Therese v. Jacob 15. Dezember 1824, Goethe-Jahrbuch XII, 60 = IV, 39, 49.

[3]) An Streckfuß 23. Januar 1827, IV, 42, 31.

[4]) An Reinhard 10. Juni 1822, IV, 36, 61.

völlige Umbildung, vom Original blieb fast gar nichts übrig, deshalb er auch so viel auslassen mußte, worüber er nach seiner Weise nicht Herr werden konnte. Die frühere Übersetzung, von der wir nur den Anfang haben, ist weit mehr zu billigen; der Mann hält sich bei gutem Verständnis sehr wacker an den Text und quält sich nicht mit Rhythmus und Reimen"[1]). (Über seine Vorliebe für Prosaübersetzungen siehe auch S. 177.) Eine noch genauere Einteilung der Übersetzungsarten, die aber im Grunde mit den beiden angegebenen sich deckt, macht er in seinen „Noten und Abhandlungen zum Divan", „Übersetzungen"[2]). Er unterscheidet hier dreierlei Arten von Übersetzungen. Die erste macht uns „in unserm eigenen Sinne mit dem Auslande bekannt" und ist meistens „schlichtprosaisch", wie die Lutherische Bibelübersetzung [„naivobjektiv" nennt sie Boucke][3]). Die zweite hat da ihren Platz, „wo man sich in die Zustände des Auslandes zwar zu versetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn sich anzueignen und mit eignem Sinne wieder darzustellen bemüht ist"; Goethe nennt sie die parodistische, die Franzosen und Wieland bedienen sich ihrer (Boucke a. a. O.: „subjektiv"). Letzterer hat „sich dem Altertum, dem Auslande nur insofern angenähert, als er seine Convenienz dabei fand. Er hat außerordentlich gewirkt, indem grade das, was ihn anmutete, wie er sich's zueignete und es wieder mitteilte, auch seinen

[1]) An Ottilie v. Goethe 1. Juni 1825, IV, 39, 210.

[2]) I, 7, 235 ff. (1819).

[3]) „Wort und Bedeutung in Goethes Sprache" von Ewald A. Boucke, Berlin 1901, S. 287.

Zeitgenossen angenehm und genießbar begegnete." Im dritten Zeitraum möchte man „die Übersetzung dem Original identisch machen, so daß eins nicht anstatt des andern, sondern an der Stelle des andern gelten solle". Dazu gehört u. a. „der nie genug zu schätzende Voß". So werden Ariost und Tasso, Shakespeare und Calderon „als eingedeutschte Fremde uns doppelt und dreifach vorgeführt"[1]). — Schon in der letzten Stelle hat er nicht nur über den Inhalt, sondern auch über die Form der Übersetzung wenigstens nach einer Richtung hin sein Urteil abgegeben; er hat eine bestimmte, öfters und eindringlich ausgesprochene Vorliebe für prosaische Übersetzung in die Muttersprache, wenigstens „für den Anfang" und zum tieferen Eindringen in das Original: „Die erste [Übersetzung] macht uns in unserm eigenen Sinne mit dem Auslande bekannt; eine schlicht-prosaische ist hiezu die beste. Denn indem die Prosa alle Eigentümlichkeiten einer jeden Dichtkunst völlig aufhebt und selbst den poetischen Enthusiasmus auf eine allgemeine Wasserebne niederzieht, so leistet sie für den Anfang den größten Dienst, weil sie uns mit dem fremden Vortrefflichen, mitten in unserer nationellen Häuslichkeit, in unserem gemeinen Leben überrascht und, ohne daß wir wissen, wie uns geschieht, eine höhere Stimmung verleihend, wahrhaft erbaut. Eine solche Wirkung wird Luthers Bibelübersetzung jederzeit hervorbringen. — Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Prosa gesetzt und sie zu einem Volksbuche gestempelt, so wäre viel

[1]) I, 7, 237.

gewonnen worden, und der seltsame, ernste, düstere, grauerliche Rittersinn hätte uns mit seiner vollkommenen Kraft angesprochen. Ob dieses jetzt noch rätlich und tunlich sei, werden diejenigen am besten beurteilen, die sich diesen altertümlichen Geschäften entschiedener gewidmet haben“ [1]). „Shakespeare prosaisch übersetzt, erst durch Wieland, dann durch Eschenburg, konnte als eine allgemein verständliche und jedem Leser gemäße Lektüre sich schnell verbreiten und große Wirkung hervorbringen. Ich ehre den Rhythmus wie den Reim, wodurch Poesie erst zur Poesie wird, aber das eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde ist dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prose übersetzt wird. Dann bleibt der reine vollkommene Gehalt, den uns ein blendendes Äußere oft, wenn er fehlt, vorzuspiegeln weiß, und wenn er gegenwärtig ist, verdeckt. Ich halte daher, zum Anfang jugendlicher Bildung, prosaische Übersetzungen für vorteilhafter als die poetischen: denn es läßt sich bemerken, daß Knaben, denen ja doch alles zum Scherze dienen muß, sich am Schall der Worte, am Fall der Silben ergötzen, und durch eine Art von parodistischem Mutwillen den tiefen Gehalt des edelsten Werks zerstören. Deshalb gebe ich zu bedenken, ob nicht zunächst eine prosaische Übersetzung des Homer zu unternehmen wäre; aber freilich müßte sie der Stufe würdig sein, auf der sich die deutsche Literatur gegenwärtig befindet. Ich überlasse dies und das Vorgesagte unsern wür-

[1]) I, 7, 235 f.

digen Pädagogen zur Betrachtung, denen ausgebreitete Erfahrung hierüber am besten zu Gebote steht. Nur will ich noch, zu Gunsten meines Vorschlags, an Luthers Bibelübersetzung erinnern: denn daß dieser treffliche Mann ein in dem verschiedensten Stile verfaßtes Werk und dessen dichterischen, geschichtlichen, gebietenden, lehrenden Ton uns in der Muttersprache, wie aus Einem Gusse überlieferte, hat die Religion mehr gefördert, als wenn er die Eigentümlichkeiten des Originals im Einzelnen hätte nachbilden wollen. Vergebens hat man nachher sich mit dem Buche Hiob, den Psalmen und andern Gesängen bemüht, sie uns in ihrer poetischen Form genießbar zu machen. Für die Menge, auf die gewirkt werden soll, bleibt eine schlichte Übertragung immer die beste. Jene kritischen Übersetzungen, die mit dem Original wetteifern, dienen eigentlich nur zur Unterhaltung der Gelehrten untereinander“ [1]). Denselben Vorschlag macht er kurz darauf: „Creuzer hat mir gesagt, daß ihn [Goethe] besonders die Prosaübersetzung der Edda gefreut; er redet noch immer von einer ähnlichen Arbeit beim Homer“ [2]). An Zauper, der den Homer [den 2. Gesang der Ilias] in Prosa übersetzt hatte, schrieb er: „Die rhythmische Übersetzung der Ilias ruhen zu lassen, taten Sie wohl. ... Die prosaische Übersetzung betrachte nicht weniger als ein sehr fruchtbares Unternehmen. Es ist mir dabei eine Einsicht

[1]) Dichtung und Wahrheit 11. Buch, I, 28, 73 f. (1813).

[2]) Mit Wilhelm Grimm, September 1815, Biedermann III, S. 245.

gekommen, über die ich erstaunen mußte. Bei dieser Behandlung wird der außerordentliche Lakonismus des Gedichtes auffallend . . ."[1]).

Für alle bedeutenden Dichtwerke schlägt er eine prosaische Übersetzung noch im Jahre 1827 vor: „Nach unsrer oft geäußerten Meinung deshalb behaupten wir, daß jedes bedeutende Dichtwerk, besonders auch

[1]) An Zauper 6. August 1823, IV, 37, 159. Siehe Hempel 29, 557, Anm. — Sonst zieht Goethe zum Übersetzen des Homer den Hexameter dem Jambus vor, besonders aber gefällt ihm eine italienische Übersetzung in Hendekasyllaben. „Er [Goethe] bestand darauf, der Hexameter würde [nämlich für die Übersetzung des Homer] besser gewesen sein [als die von Bürger gewählten Jamben]." Gespräch mit Wieland, April 1776, Biedermann I, S. 40. — „Ein sehr merkwürdiges Werk ist mir zugekommen: die Übersetzung der Ilias von Abbate Monti und zwar die sorgfältig revidierte zweite Auflage. Die Übersetzung ist in Hendekasyllaben, reimlos, und wenn man sie laut liest, so nötigt sie einen zu dem Ton und Taktfall der italienischen Recitative, dergestalt, daß wenn ein gewandter Componist, z. B. Abt Vogler, und ein wohlbegründeter genialer Sänger sich zusammentäten, so könnten sie mit weniger Vorbereitung aus dem Stegreife die Rhapsoden und Sänger des Altertums vollkommen nachahmen und den Zuhörern einen vollkommenen Genuß gewähren . . . Wie weit unser sonst verdienstlicher Vossischer Homer noch von der allgemeinen Faßlichkeit absteht, hab' ich vor kurzem gesehn, als ich mir von einer jungen Aktrice, die gar nicht ungescheidt ist, einige Gesänge der Odyssee vorlesen ließ. Diesem Kindermund wollten gar manche Stellen gar nicht kleiden, und doch waren diese Dinge zuerst für Kinder und für das Volk kalkuliert." Siehe Brief an Knebel 10. März 1813, IV, 23, 295 f. Vergl. über die Wandelbarkeit der Auffassung Homers an Zelter 8. August 1822, IV, 36, 111.

das epische, auch einmal in Prosa übersetzt werden müsse. — Auch den Nibelungen wird ein solcher Versuch höchst heilsam sein, wenn die vielen Flick- und Füllverse, die jetzt wie ein Glockengeläute ganz wohltätig sind, wegfielen“ [1]).

d.

Konnten diese Ansichten Goethes über das Übersetzen wenigstens zur Beleuchtung und zum Verständnis seiner Anschauungen von der deutschen Sprache beitragen, so gehört unmittelbar dazu das, was er sagt über die Übersetzungen in Bezug auf die deutsche Sprache und zwar zunächst über die Übersetzungen ins Deutsche. Immer und immer wiederholt er, daß seine Muttersprache dazu besonders geeignet und berufen sei, zur Weltsprache zu werden und durch ihre dazu besonders passenden Eigenschaften die Idee der Weltliteratur der Verwirklichung näher zu bringen. Um die Bedeutung der deutschen Sprache nach Goethe in dieser Hinsicht richtig würdigen zu können, müssen wir zuvor feststellen, welche Bedeutung der Dichter der Weltliteratur beimißt. Das sagt er deutlich zu Eckermann am 31. Januar 1827 (Biedermann VI, S. 45 f.): „Aber freilich, wenn wir Deutschen nicht aus dem engen Kreise unserer eigenen Umgebung hinausblicken, so kommen wir gar zu leicht in diesen pedantischen Dünkel. Ich sehe mich daher gern bei fremden Nationen um und rate jedem,

[1]) Schema zur Besprechung von Simrocks Nibelungenübersetzung 1827, I, 42, 2, 474.

es auch seinerseits zu tun. Nationalliteratur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen." „Ich bin überzeugt, daß eine Weltliteratur sich bilde, daß alle Nationen dazu geneigt sind und deshalb freundliche Schritte tun. Der Deutsche kann und soll hier am meisten wirken, er wird eine schöne Rolle bei diesem großen Zusammentreten zu spielen haben"[1]). Ähnlich zu Eckermann am 15. Juli 1827 (Biedermann VI, S. 162): „Es ist aber sehr artig, daß wir jetzt, bei dem engen Verkehr zwischen Franzosen, Engländern und Deutschen, in den Fall kommen, uns einander zu korrigieren. Das ist der große Nutzen, der bei einer Weltliteratur herauskommt und der sich immer mehr zeigen wird. Carlyle hat das Leben von Schiller geschrieben und ihn überall so beurteilt, wie ihn nicht leicht ein Deutscher beurteilen wird. Dagegen sind wir über Shakespeare und Byron im klaren und wissen deren Verdienste vielleicht besser zu schätzen als die Engländer selber." Ebenso in einer Beurteilung von Stapfer, Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe: „Zu einer Zeit, wo die Eilboten aller Art aus allen Weltgegenden her immerfort sich kreuzen, ist einem jeden Strebsamen höchst nötig, seine Stellung gegen die eigne Nation und gegen die übrigen kennen zu lernen. Deshalb findet ein denkender Literator alle Ursache, jede Kleinkrämerei aufzugeben und sich in der großen Welt des

[1]) An Streckfuß 23. Januar 1827, IV, 42, 28.

Handelns umzusehen. Der deutsche Schriftsteller darf es mit Behagen, denn der allgemeine literarische Konflikt, der jetzt im Denken und Dichten alle Nationen hinreißt, war doch zuerst von uns angeregt, angefacht, durchgekämpft, bis er sich ringsumher über die Grenzen verbreitete“ [1]). „Überall hört und liest man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschenverhältnisse. Wie es auch im Ganzen hiemit beschaffen sein mag, welches zu untersuchen und näher zu bestimmen nicht meines Amts ist, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerksam machen, daß ich überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. Alle Nationen schauen sich nach uns um, sie loben, sie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder mißverstehen uns, eröffnen oder verschließen ihre Herzen: dies alles müssen wir gleichmütig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Wert ist. — Erfahren wir ja das Gleiche von unsern eignen Landsleuten, und warum sollten die Nationen unter sich einig sein, wenn die Mitbürger nicht miteinander übereinzukommen verstehen? Wir haben im literarischen Sinne sehr viel vor andern Nationen voraus, sie werden uns immer mehr schätzen lernen, und wäre es auch nur, daß sie von uns borgten ohne Dank und uns benutzten ohne Anerkennung“ [2]). Zu diesen

[1]) I, 41, 2, 203.
[2]) Ebenda S. 265 f.

letzten wenig lobenden Worten stimmt eine einige Jahre später diktierte, aber wohl aus dem Jahre 1827 stammende Bemerkung: „Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohltun, dieser Warnung nachzudenken“ [1]). Ferner gehört hierher eine Äußerung aus dem Jahre 1827 über die „neueste deutsche Poesie“. Er lehnt hier entschieden das Ansinnen ab, die einzelnen neueren deutschen Dichter zu beurteilen, da er weder die Zeit dazu habe, noch Dichter und Publikum damit zufrieden sein würden, und fährt dann fort: „Besser ist es, die Zeit gewähren zu lassen; die allgemeine Weltkultur steht so hoch, daß eine Sonderung des Echten und Falschen gar wohl von ihr zu erwarten bleibt“ [2]). „Hiebei läßt sich ferner die Bemerkung machen, daß dasjenige, was ich Weltliteratur nenne, dadurch vorzüglich entstehen wird, wenn die Differenzen, die innerhalb der einen Nation obwalten, durch Ansicht und Urteil der übrigen ausgeglichen werden“ [3]). Noch später äußert er sich besonders deutlich sowohl über die Entstehung als auch über die Wirkung der Weltliteratur: „Es ist schon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht: denn die sämtlichen Nationen, in den fürchterlichsten Kriegen durcheinander geschüttelt, sodann wieder auf sich selbst einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß sie

[1]) Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 171, Nr. 767; siehe ebenda S. 362.

[2]) I, 41, 2, 280.

[3]) An Boisserée 12. Oktober 1827, IV, 43, 106.

manches Fremde gewahr worden, in sich aufgenommen, bisher unbekannte geistige Bedürfnisse hie und da empfunden. Daraus entstand das Gefühl nachbarlicher Verhältnisse, und anstatt daß man sich bisher zugeschlossen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden. Diese Bewegung währt zwar erst eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um schon einige Betrachtungen darüber anzustellen und aus ihr baldmöglichst, wie man es im Warenhandel ja auch tun muß, Vorteil und Genuß zu gewinnen"[1]). „Wenn uns nach allem diesem nun die Hoffnung schmeichelt, eine Übereinstimmung der Nationen, ein allgemeineres Wohlwollen werde sich durch nähere Kenntnis der verschiedenen Sprachen und Denkweisen nach und nach erzeugen, so wage ich von einem bedeutenden Einfluß der deutschen Literatur zu sprechen, welcher sich in einem besondern Falle höchst wirksam erweisen möchte. Es ist nämlich bekannt genug, daß die Bewohner der drei britischen Königreiche nicht gerade in dem besten Einverständnisse leben, sondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugsam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bei sich zu rechtfertigen. Nun aber bin ich überzeugt, daß, wie die deutsche ethisch-ästhetische Literatur durch das dreifache Britannien sich verbreitet, zugleich auch eine stille Gemeinschaft von Philogermanen sich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, so nah-

[1]) Über Carlyle, „Leben Schillers" (1830) I, 42, 1, 186 f.

verwandten Völkerschaft auch unter einander als vereinigt und verschmolzen sich empfinden werden"[1]). Demnach stellt sich die Weltliteratur in Goethes Sinne dar als das Gemeingut der besten Erzeugnisse der einzelnen Nationen für alle Nationen, und sie hat die großartige Bedeutung, die Völker einander zu nähern, feindliche Stämme in der gemeinsamen Liebe zu einem andern Volke zu einen (siehe das letzte Zitat), sie aus ihrem engen Kreis zu erheben und durch gegenseitige Vergleichung und Beurteilung ihrer Literatur und Bildung zu vervollkommnen und zu verbessern. Da ist nun die nächste Frage, wie er sich die Verwirklichung einer solchen Weltliteratur denkt. Um eine solche Gemeinsamkeit des Besitzes anzubahnen, sollen vor allem gegenseitige Übersetzungen dienen (siehe S. 168) und ein fleißiges Durcharbeiten der Zeitungen und Zeitschriften anderer Völker (siehe I, 42, 2, 502 f.). Nun fühlt der Dichter wohl, daß es dann eben nicht eine, sondern viele Weltliteraturen geben würde, indem jedes Volk das Beste aus jedem Volke durch Übersetzungen sich zu eigen machte, daß es aber bei einer solchen wechselseitigen Tätigkeit des gemeinsamen Mittelpunktes ermangeln würde, um den sich diese Bestrebungen bewegen könnten, wenn er dies auch nirgends ausspricht. Jedenfalls sucht er eine solche Einheit herzustellen, indem er auf die deutsche Sprache hinweist, die kraft ihrer Eigenschaften die eigentliche Trägerin der Weltliteratur für alle Völker sein könne. Damit erhebt er seine Muttersprache zu

[1]) Ebenda S. 205 f.

dem eigentlichen Organ des geistigen, von ihm so hoch bewerteten Verkehrs aller Völker! Und die nachfolgenden Äußerungen Goethes beweisen, daß Goedeke irrt, wenn er meint, daß Goethe gerade in diesem Sinne sich seine Weltliteratur nicht gedacht habe[1]). „Die Müllerische Rede [Johannes v. Müller, La gloire de Frédéric] übersetzte ich. . . . Ich ließ die Übersetzung drucken, weil . . . ich überzeugt war, es werde zu seinem Vorteil gereichen, wenn mehrere das, was er gesagt hatte, in deutscher Sprache vernähmen"[2]). Vergl. ferner die Äußerung Goethes über die vielen „guten, deutschen Übersetzungen" und „die große Fügsamkeit unserer Sprache", die schon in anderem Zusammenhange angeführt war (S. 154). Ferner: „. . . ganz abgesehen von unsern eignen Produktionen stehen wir schon durch das Aufnehmen und völlige Aneignen des Fremden auf einer sehr hohen Stufe der Bildung. Die andern Nationen werden bald schon deshalb deutsch lernen, weil sie inne werden müssen, daß sie sich damit das Lernen fast aller andern Sprachen gewissermaßen ersparen können; denn von welcher besitzen wir nicht die gediegensten Werke in vortrefflichen deutschen Übersetzungen? Die alten Klassiker, die Meisterwerke des neueren Europas, indische und morgenländische Literatur — hat sie nicht alle der Reichtum und die Vielseitigkeit der deutschen Sprache, wie der treue

---

[1]) Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 2. Aufl. IV, 563.

[2]) An Knebel 4. April 1807, IV, 19, 303.

deutsche Fleiß und tief in sie eindringende Genius besser wiedergegeben, als es in andern Sprachen der Fall ist? Frankreich — fuhr er fort — hat gar viel seines einstigen Übergewichts in der Literatur dem Umstande zu verdanken gehabt, daß es am frühesten aus dem Griechischen und Lateinischen leidliche Übersetzungen lieferte; aber wie vollständig hat Deutschland es seitdem übertroffen!"[1] „Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Überzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittelung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei. Wer die deutsche Sprache versteht und studiert, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten, er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert"[2]. In dem Entwurfe zur Besprechung der „Volkslieder der Serben, übersetzt von Fräulein v. Jacob", heißt es: „Anlockung für Fremde, Deutsch zu lernen; nicht allein der Verdienste unsrer eignen Literatur [wegen], sondern daß die deutsche Sprache immer mehr Vermittlerin werden wird, daß alle Literaturen sich vereinigen . . . in dem oben angedeuteten Sinne muß die deutsche sich nach und nach zur Weltsprache

[1] Mit Hermann Fürst v. Pückler 14. September 1826, Biedermann V, S. 305 f.

[2] Über Carlyle, „German Romance" 1827, I, 41, 2, 306.

erheben“ [1]). Ähnlich heißt es in jener wahrscheinlich von dem jüngeren Heinrich Voß verfaßten, aber von Goethe überarbeiteten und in seinem Sinne geschriebenen Stelle der Beurteilung der lyrischen Gedichte von Johann Heinrich Voß (1804): „So reichte (der Übersetzer) die älteren Schriften uns mit geübter Meisterhand dergestalt herüber, daß fremde Nationen künftig die deutsche Sprache als Vermittlerin zwischen der alten und neuen Zeit höchlich zu schätzen verbunden sind“ [2]). In der Besprechung der Übersetzung serbischer Lieder heißt es: „Die deutsche Sprache ist hiezu besonders geeignet; sie schließt sich an die Idiome sämtlich mit Leichtigkeit an, sie entsagt allem Eigensinn und fürchtet nicht, daß man ihr Ungewöhnliches, Unzulässiges vorwerfe; sie weiß sich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen und was alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, so wohl zu finden, daß wenn man auch ihren Autoren bei selbsteignen Produktionen irgend eine seltsamliche Kühnheit vorwerfen möchte, man ihr doch vorgeben wird, sie dürfe sich bei Übersetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten. — Und es ist keine Kleinigkeit, wenn eine Sprache dies von sich rühmen darf: denn müssen wir es zwar höchst dankenswert achten, wenn fremde Völkerschaften dasjenige nach ihrer Art sich aneignen, was wir selbst innerhalb unseres Kreises Originelles hervorgebracht, so ist es doch nicht von geringerer Bedeutung, wenn Fremde auch das Aus-

[1]) 1827. I, 42, 1, 253 f.

[2]) I, 40, 282. Vergl. auch oben S. 183 „Alle Nationen“ ꝛc.

heimische bei uns zu suchen haben. Wenn uns eine solche Annäherung ohne Affektation wie bisher nach mehrern Seiten hin gelingt, so wird der Ausheimische in kurzer Zeit bei uns zu Markte gehen müssen und die Waren, die er aus der ersten Hand zu nehmen beschwerlich fände, durch unsere Vermittelung empfangen. — Um also nun vom Allgemeinsten ins Besonderste zurückzukehren, dürfen wir ohne Widerrede behaupten: daß die serbischen Lieder sich in deutscher Sprache besonders glücklich ausnehmen"[1]). Hat er hier schon sein Gefallen an einer einzelnen Übersetzung geradewegs ausgesprochen, trotzdem er sonst, wie wir sahen, von der Unvollkommenheit jeder Übersetzung überzeugt ist (S. 168 f.), so ist nicht zu verwundern, wenn wir solchem unumwundenen Lobe noch öfters begegnen. „Und dann fingen wir an, den ‚König Oedipus' zu lesen — ich hatte Solgers Übersetzung mitgebracht. Daraus hat Goethe mit inniger Freude bis zum ersten Chor mit lauter Stimme deklamiert. ‚Der versteht's', sagte er einmal, ‚aber er ist noch glücklicher Anfänger in der Kunst. Die rauhen Ecken werden sich schon abschleifen und dann haben wir einen Sophokles'"[2]). Also sogar dem Original gleichkommen kann eine deutsche Übersetzung! Eine ähnliche Anerkennung finden wir öfters, zumal wenn die Worte an die Verfasser der Übersetzungen von der Höflichkeit diktiert sind, die er nie außer acht

---

[1]) I, 41, 2, S 151 f.

[2]) Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß ed. Gräf, S. 57, Oktober 1804.

läßt. So schreibt er an seinen Freund Knebel: „Möge der Druck deines Lukrez [nämlich der Übersetzung dieses lateinischen Dichters] nur diesmal gelingen! damit man den herrlichen Geist auf Reisen immer mit sich führen könnte, da eine Übersetzung wie die deine uns ein Gefühl gibt, als wäre er uns näher verwandt geworden“[1]). Und dem Übersetzer des Sophokleischen Philoktet, Minister v. Gersdorff, dankt er für die Übersendung des Buches: „Ew. Excellenz haben mir die schönen Frühlingstage höchst erfreulich werden lassen und mir darin einen seltenen Genuß verliehen. Denn ich muß leider gestehen, daß ich Sophokles, dem großen Meister meiner früheren Jahre, in der letzten Zeit, durch Lebens- und Literaturzerstreuungen abgehalten, mich nicht mehr zu nahen wußte. Nun aber läßt mich Ihre Vermittlung ihn auf einmal wieder, in vaterländischer Sprache, ohne Anstoß, faßlich und genießbar vernehmen, zugleich neu und alt, immer von demselben, ja von erhöhtem Werte“[2]). (Andere Beispiele siehe unter den „fremden Sprachen“.) In weiterem Sinne gehört dann auch hierher, was Goethe über das Weltbürgertum des Deutschen sagt in einem Antwortschreiben auf einen Brief (Büchlers), der ihn „als den wahrhaft deutschen Mann“ feierte, dessen unsterbliche Werke auf seine (Büchlers) höhere Bildung zum Menschen und Staatsbürger den entscheidendsten Einfluß gehabt hätten, und der es sein höchstes Streben genannt

[1]) An Knebel 20. September 1819, IV, 32, 25.
[2]) An Gersdorff 20. April 1822, IV, 36, 24.

hatte, in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens ein guter Deutscher zu sein[1]). Goethes Worte lauten: „Euer Wohlgeboren muß noch ganz besonders mich verpflichtet erkennen für die Neigung, die Sie mir und meinem Tun zuwenden wollen. Ich finde mich glücklich, daß nach einer so langen und mannigfaltigen Laufbahn meine guten Landsleute mich durchaus noch als den ihrigen betrachten mögen. Diesen Vorzug einigermaßen verdient zu haben, darf ich mir wohl schmeicheln, da ich weder Blick noch Schritt in fremde Lande getan, als in der Absicht, das allgemein Menschliche, was über den ganzen Erdboden verbreitet und verteilt ist, unter den verschiedensten Formen kennen zu lernen und solches in meinem Vaterlande wieder zu finden, anzuerkennen, zu fördern. Denn es ist einmal die Bestimmung des Deutschen, sich zum Repräsentanten der sämtlichen Weltbürger zu erheben"[2]). (Siehe auch „Weltliteratur" S. 181 ff.)

e.

Trotz der Überzeugung von der Unvollkommenheit aller Übersetzungen (siehe S. 168 f.) lobt Goethe zuweilen auch Übersetzungen aus dem Deutschen, aber nur aus einem besonderen Grunde. Fast sämtliche dahingehende Äußerungen beziehen sich nämlich auf die Übersetzungen seiner Werke, bei denen er in den verschiedensten Bildern den überraschend angenehmen Eindruck hervorhebt, den seine eigenen Schöp-

[1]) Goethe-Jahrbuch XXI, 69.

[2]) An Büchler 14. Juni 1820, IV, 33, 67.

fungen in dieser neuen Gestalt auf ihn machen. An Michael Salom, der den Werther ins Italienische übersetzt hatte, schreibt er: „Die Vorliebe, die ich für Ihre Sprache habe, macht es mir wünschenswert, diejenigen Gedanken und Empfindungen, die ich im Deutschen auszudrücken und zu verbinden gesucht, in ihr in einer für mich neuen und überraschenden Gestalt wieder zu erblicken“ [1]). „Hier, liebe Lotte, endlich den Werther und die Lotte, die auf dich vorgespukt hat. Das Englische gefällt mir gar wohl, was ich gelesen habe, ist herzlich, verständig und geschmackvoll übertragen. Wenn es aus dem Deutschen übersetzt wäre, könnte ich noch mehr daraus lernen. Mir war's gar anmutig, meine Gedanken in der Sprache meiner Lehrer zu lesen“ [2]). „Besonders lieb ist es [Hermann und Dorothea] mir in der lateinischen Übersetzung; es kommt mir da vornehmer vor, als wäre es, der Form nach, zu seinem Ursprunge zurückgekehrt“ [3]). Madame Pankouke hatte eine Auswahl seiner Gedichte als „Poésies de Goethe“ im Jahre 1825 ins Französische übersetzt; darauf geht folgendes anmutige Gedicht:

Ein Gleichnis.

Jüngst pflückt' ich einen Wiesenstrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus,
Da hatten von der warmen Hand

[1]) 20. Februar 1782, IV, 5, 267.

[2]) An Charlotte v. Stein 24. Juni 1783, IV, 6, 175; es war eine englische, aber erst aus einer französischen Übertragung stammende Übersetzung des Werther.

[3]) Mit Eckermann 18. Januar 1825, Biedermann V, S. 134.

Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in frisches Glas,
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben sich empor,
Die Blätterstengel im grünen Flor,
Und allzusammen so gesund,
Als stünden sie noch auf Muttergrund.

So war mir's, als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm [1]).

Daß dies „Gleichnis" ihm selbst gefiel, zeigt dessen wiederholte Wiedergabe: im „Morgenblatt" am 20. März 1828, in „Kunst und Altertum" VI, 2, in einem Briefe an Carlyle [2]) und an Zelter [3]). Ähnlich drückt er sich aus: „Nun lasse ich meinen Aufsatz übers Abendmahl hier ins Französische übersetzen.... Dies ist ein ganz eigener Spiegel, wenn man sich in einer fremden Sprache wieder erblickt" [4]). „Im Deutschen mag ich den ‚Faust' nicht mehr lesen, aber in dieser [französischen] Übersetzung [von Gérard] wirkt alles wieder durchaus frisch, neu und geistreich" [5]). „... danke zum allerschönsten für die anmutige Übersetzung eines verjährten lieben Lieds [unbekannt], das über 20 Jahr alt seine Frische gerade in dieser fremden Sprache recht heiter zurückgibt" [6]). Wie auch manchmal ein äußerer Anlaß, eine leise Nötigung

[1]) I, 4, 151.
[2]) 6. Juli 1829, IV, 46, 12.
[3]) 21. Mai 1828, Briefwechsel 5, 45.
[4]) An Zelter 19. März 1818, IV, 29, 91.
[5]) Mit Eckermann 3. Januar 1830, Biedermann VII, S. 178.
[6]) An Nees v. Esenbeck 31. Dezember 1825, IV, 40, 214.

zu einer neuen, interessierten Beschäftigung mit einem seiner alten Werke mitwirken konnte, zeigt eine englische Übersetzung des Tasso, die ihm vom Verfasser in gutem Druck mit der Bitte übergeben war, sie sorgfältig durchzulesen: „. . . und ich ward dadurch freilich compromittiert, dieses wunderliche Werk, das ich, seitdem es gedruckt ist, nie wieder durchgelesen, solches auch höchstens nur unvollständig vom Theater herab vernommen hatte, mit Ernst und Sorgfalt durchzugehen. Da fand ich nun, zu meiner Verwunderung, mein damaliges Wollen und Vollbringen erst wieder am Tage, und begriff, wie junge Leute Vergnügen und Trost finden können, in wohlgestellter Rede zu vernehmen, daß andere sich auch schon einmal so gequält haben, wie sie selbst jetzt gequält sind" [1]). Ebenso geht es ihm mit vielgelesenen und -behandelten Werken seines Freundes Schiller: „Wenn ich oben [gemeint ist sein Gedicht „Das Gleichnis"] auf das Gefühl hindeutete, welches Übersetzungen unserer dichterischen Arbeiten jederzeit erregen müssen, so wird man mir gern zugestehen, daß ich bei einer Übersetzung Wallensteins eine beinahe noch lebhaftere Empfindung in mir hervorgebracht fühlte." Er führt nun weiter aus, „daß es mir zuletzt [infolge der starken Beschäftigung damit] ganz trivial und bedeutungslos ward, sodaß ich es in vielen Jahren weder wieder sehen noch lesen mochte. Nun aber trat es mir auf einmal in der Sprache Shakespeares entgegen, die große Analogie zweier vorzüglicher Dichter-

[1]) An Zelter 29. März 1827, IV, 42, 103.

seelen ging mir lebhaft auf; es war das erste Frische wieder, dasselbe in einem andern, und so neu, daß es mich wieder mit seiner völligen Kraft ergriff und die innerlichste Rührung hervorbrachte ... Von dem Lager, das er nicht zu übersetzen wagt, gibt er historische Kenntnis, den Schlußgesang aber übersetzt er, und wir vernehmen ihn aufs neue in fremder Sprache eben so aufregend, wie er vor Jahren auf uns wirkte"[1]). So heißt es auch an Carlyle über dieselbe Arbeit: „Die Übersetzung des ‚Wallensteins' hat auf mich einen ganz eignen Eindruck gemacht, da ich die ganze Zeit, als Schiller daran arbeitete, ihm nicht von der Seite kam, zuletzt, mit dem Stück völlig bekannt, solches vereint mit ihm auf das Theater brachte, allen Proben beiwohnte und dadurch mehr Qual und Pein erlebte als billig, die nachfolgenden Vorstellungen nicht versäumen durfte, um die schwierige Darstellung immer höher zu steigern; so läßt sich's denken, daß dieses herrliche Stück mir zuletzt trivial, ja widerlich werden mußte; auch hab' ich es in 20 Jahren nicht gesehen und nicht gelesen. Nun aber, da ich es unerwartet in Shakespeares Sprache wieder gewahr werde, so tritt es auf einmal wie ein frisch gefirnißtes Bild in allen seinen Teilen wieder vor mich, und ich ergötze mich daran wie vor alters und noch dazu auf eine ganz eigene Weise. ... Hier aber tritt eine neue, vielleicht kaum empfundene, vielleicht nie ausgesprochene Bemerkung hervor: daß der Übersetzer nicht nur für seine Nation

[1]) Wallenstein ins Englische übersetzt 1827, I, 41; 2, 346 f.

allein arbeitet, sondern auch für die, aus deren Sprache er das Werk herübergenommen. Denn der Fall kommt öfter vor, als man denkt, daß eine Nation Saft und Kraft aus einem Werke[1]) aussaugt und in ihr eigenes inneres Leben dergestalt aufnimmt, daß sie daran keine weitere Freude haben, sich daraus keine Nahrung weiter zueignen kann. Vorzüglich begegnet dies den Deutschen, die gar zu schnell alles, was ihnen geboten wird, verarbeiten und, indem sie es durch mancherlei Wiederholungen umgestalten, es gewissermaßen vernichten. Deshalb denn sehr heilsam ist, wenn ihnen das Eigne durch eine wohlgeratene Übersetzung späterhin wieder als frisch belebt erscheint"[2]). Um des ähnlichen Gedankens und Bildes willen möchte ich auch die Äußerung über eine Übersetzung serbischer Lieder ins Englische durch John Bowring, London 1827, anführen: „Wie es uns mit schönen geliebten Personen ergeht, die uns immer mit neuem Reiz überraschen, so oft wir sie in einem andern Kleid unvermutet wieder erblicken, so war es auch mir zu Mute, als ich die bekannten und anerkannten serbischen Gedichte in englischer Sprache wieder las. Sie schienen ein neues Verdienst erworben zu haben; es waren dieselbigen Gestalten, aber wie in einem andern Gewande"[3]). Aus seinem Nachlaß ist ein ähnlicher Gedanke erhalten: „Wenn wir das, was wir wissen, nach anderer

[1]) Vergl. aber denselben Gedanken auf eine ganze Sprachperiode bezogen S. 164.

[2]) Goethes und Carlyles Briefwechsel 15. Juni 1828, S. 50.

[3]) I, 41, 2, 311.

Methode oder wohl gar in fremder Sprache dargelegt finden, so erhält es einen sonderbaren Reiz der Neuheit und frischen Ansehens“ [1]). „Es war schon bei den Römern, wenn sie was Tüchtigs sagen wollten, sagten sie's griechisch. Warum wir nicht französisch? Wie's kommt, daß eine fremde Sprache uns zum Ausdruck einer seltenen Empfindung mehr . . .“ [bricht ab] [2]). Hat er hier hauptsächlich von der Wirkung solcher Übersetzungen auf sich gesprochen, so hebt er den Einfluß aufs Ausland hervor, wenn er von seinem Faust nicht ohne Selbstgefühl sagt: „Nun ja! Wir sind so etwas deutscher Sauerteig gewesen, das fängt schon an zu gären; sie mögen es draußen und drüben mit ihrer Masse durchkneten und sich daraus ein Backwerk nach ihrem Geschmack zurecht machen“ [3]).

Diese Übersetzungen in fremde Sprachen gefallen ihm also, abgesehen von der selbstverständlichen Freude an der Verbreitung seiner Werke, nur aus dem rein subjektiven Grunde des Neuen, Überraschenden. Ein objektives Urteil über einen etwas höheren Wert der fremden Sprache und Form als solcher ist damit nicht abgegeben, höchstens bei dem Lobe der Übersetzung von Hermann und Dorothea in lateinischen Hexametern (siehe S. 193 Anm. 3). Diese Ausnahme ist aber durchaus begreiflich, da Goethe wohl das Gefühl hatte, daß

[1]) Goethes Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 264, Nr. 1272.

[2]) Ebenda S. 287, Nr. 1396.

[3]) Mit Förster 17. Oktober 1829, Biedermann VII, S. 159 f.

dieses Epos klassischen Geist atme, und bestätigt als solche nur die Regel, daß die fremde Sprache an und für sich nicht höher zu schätzen sei. Auch hier bleibt er ein guter Deutscher; hält er doch dagegen einmal von einer Übersetzung deutscher Gedichte ins Französische nicht viel. „Selbst Wieland, der ihren [der Franzosen] Stil und ihre Formen in einem Maße nachgeahmt hat, daß er für uns schwer zu lesen ist, hat im Grunde doch nichts Französisches und würde in dieser Sprache schwer verständlich sein“ [1]).

[1]) Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Soret S. 94; 6. März 1830.

Achter Abschnitt

Das Deutsche im Verhältnis zum Französischen

Die Sprache der westlichen Nachbarn hat für den Dichter neben seiner Muttersprache wechselnde Bedeutung gehabt. In Frankfurt gehörte es wohl zum guten Tone, möglichst frühzeitig Studien und Kenntnisse der französischen Sprache aufzuweisen. So wünscht der noch nicht dreizehnjährige Knabe zum Jahreswechsel am 1. Januar 1762 seinen Großeltern:

Wenn mich bis übers Jahr die Parcen schonen täten,
Wie gerne wollt ich denn mit fremder Zunge reden [1]).

[1]) I, 37, 3. Auf dieses Gedicht oder vielleicht auf die vorausgehenden, Seite 1 u. 2 desselben Bandes abgedruckten Neujahrswünsche geht ganz augenscheinlich eine Bemerkung Frau v. Goethes an Soret, „daß sie soeben unter alten Papieren ein Gedicht Goethes aus seiner Kindheit gefunden habe, das für die Großeltern bestimmt war, und worin er die Unzulänglichkeit seiner Verse entschuldigt, aber auch hinzufügt, er hoffe es in Zukunft besser zu machen". Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Soret S. 49, Gespräch 78, 2. Januar 1827, fragt, ob dies Gedicht verloren sei. Seine (von Jul. Wahle I, 38, 197 und 213 bezweifelte) Echtheit erhält durch Obiges eine neue Bestätigung.

Sie war ihm in seiner Heimat lieb geworden, er bezieht zu ihrer besseren Erlernung die Universität Straßburg, wird aber hier, wenn er französisch redet, durch die häufigen, wenn auch noch so höflichen Verbesserungen dermaßen gedemütigt [1]) und durch das Beispiel Schöpflins, dem „das Verleugnen seiner Muttersprache" [2]) niemand dankt, so abgeschreckt, daß er und seine Genossen den Entschluß fassen, „die französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen" [3]). „An unserm Tische ward gleichfalls nichts wie Deutsch gesprochen" [4]). So kommt es, daß er, von Straßburg nach Frankfurt zurückgekehrt, von sich sagen muß: „. . . da ich mich dem Deutschen ausschließlich widmend die übrigen nur insoweit kultivierte, daß ich die besten Autoren im Original einigermaßen zu lesen im stande war" [5]). Dasselbe drückte er in einem nicht abgesendeten Teil eines Briefes an Radlof am 20. März 1814 folgendermaßen aus: „In dem dritten Bande meines biographischen Versuches finden Sie die Ursachen und Umstände, warum und wie ich mich sobald von der französischen Sprache zur deutschen gewendet und mich dieser praktisch allein hingegeben, indem ich studien- und versuchsweise das Fremde zu ergreifen nicht verschmähte" [6]).

---

[1]) Dichtung und Wahrheit 11. Buch, I, 28, 51 f.
[2]) Ebenda S. 53.
[3]) Ebenda S. 54.
[4]) Ebenda S. 55.
[5]) Ebenda 12. Buch, S. 94.
[6]) Lesarten IV, 24, 372.

So gesteht er bei der Abfassung eines französischen Schriftstückes: „Die Sprache geniert mich gar sehr“ [1]). Wegen seines Aufenthaltes am Braunschweiger Hofe schreibt er auch eine Zeitlang (im August 1784) französisch an Frau von Stein, um es besser zu lernen: „si jamais je pourrai apprendre cette langue . . . ce sera par toi“, aber es wird ihm sehr schwer: „il m'est presque impossible de poursuivre ce jeu“ [2]). Viel später, als seine Werke ins Französische übersetzt wurden, und als gerade ein Franzose Lefebre über ein französisches Gespräch mit Goethe gesagt hatte: „sa conversation riche et abondante, son expression toujours pittoresque et sa pensée rarement ordinaire“ [3]), sagt er, auf diese und ähnliche Weise angeregt: „Das Französische soll nach Ihrer Aufmunterung lebhafter betrieben werden. Meine Jugendgeschichte (siehe S. 201) zeugt freilich gegen mich, und ich gestehe gern, daß ich es in dieser Sprache hätte weiter bringen sollen“ [4]). Doch auch im hohen Alter scheut er sich nicht an einen Franzosen deutsch zu schreiben, worin er sich bequemer ausdrücken kann, ohne zu wissen, ob der ihn verstehen wird. „Um baldmöglichst, mein wertgeschätzter Herr, Ihnen für die überraschende Sendung schönstens zu danken, bedien' ich mich meiner Muttersprache, da ich mich in

[1]) An Charlotte v. Stein 19. Oktober 1783, IV, 6, 206.

[2]) An dieselbe 18. August 1784, IV, 6, 338.

[3]) Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard S. 114. Reinhard schreibt den Bericht des Franzosen über dies Gespräch für Goethe ab, 7. September 1811.

[4]) An Reinhard 26. Oktober 1811, IV, 22, 186.

der Ihrigen nicht ſo bequem auszudrücken fähig bin; Sie finden in Ihrer Nähe gewiß einen Freund, der Ihnen meine Geſinnungen treulich dolmetſcht"[1]). In demſelben Jahre ſchreibt er mit demſelben berechtigten Selbſtgefühl eines Deutſchen, der ſich mit ſeiner Sprache ſehen laſſen kann, unter einen längeren deutſchen Brief an einen Franzoſen ein franzöſiſches Nachwort, das beginnt: „Je vous adresse cette lettre dans une langue où je suis sûr d'exprimer avec justesse mes pensées et mes sentiments. Je l'aurais encore choisie pour vous écrire, quand même je n'aurais pas eu cette persuasion, que vous êtes entièrement pénétré de l'esprit de notre langue et du charactère de notre nation . . ."[2]).

Wie der Dichter über die franzöſiſche Sprache urteilt, was meiſtens mit Vergleich der ſeinigen geſchieht, möchte ich möglichſt in zeitlicher Reihenfolge anführen und nachher zuſammenfaſſen. Der Redefluß des „Treufreund" in den „Vögeln" macht folgenden Eindruck:

1. Vogel: Er ſpricht gut.

2. Vogel: Ganz allerliebſt.

3. Vogel: Ich wollte, ihr hörtet die Sache, nicht die Worte.

Hoffegut: Es iſt, als wenn ein Franzos unter die Deutſchen kommt.

Treufreund: Oder ein Virtuos unter Liebhaber[3]).

---

[1]) An Pierre Jean David 8. März 1830; bei Strehlke, Goethes Briefe I, 141.

[2]) An Chézy 9. Oktober 1830; bei Strehlke I, 112.

[3]) „Die Vögel" (1780) I, 17, 98.

Von dem französischen Briefe der Freundin spricht er: „ces caracteres barbares etrangers a mon coeur ... je travestis les sentiments originaux de mon coeur“ [1]). „Wie kann man einer Sprache feind sein, rief Wilhelm aus, der man den größten Teil seiner Bildung schuldig ist, und der wir noch viel schuldig werden müssen, ehe unser Wesen eine Gestalt gewinnen kann? Es ist kein Vorurteil! versetzte Aurelie: ein unglücklicher Eindruck, eine verhaßte Erinnerung an meinen treulosen Freund hat mir die Lust an dieser schönen und ausgebildeten Sprache geraubt. Wie ich sie jetzt von ganzem Herzen hasse! Während der Zeit unserer freundschaftlichen Verbindung schrieb er Deutsch, und welch ein herzliches, wahres, kräftiges Deutsch! Nun da er mich los sein wollte, fing er an Französisch zu schreiben, das vorher manchmal nur im Scherze geschehen war. Ich fühlte, ich merkte, was es bedeuten sollte. Was er in seiner Muttersprache zu sagen errötete, konnte er nun mit gutem Gewissen hinschreiben. Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es eine treffliche Sprache; sie ist eine perfide Sprache! Ich finde, Gott sei Dank! kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Übermut und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation ist zu beneiden, die so feine Schattierungen in Einem Worte auszudrücken weiß! Französisch ist recht die Sprache der Welt, wert, die all-

[1]) An Charlotte v. Stein 18. August 1784, IV, 6, 337 f.

gemeine Sprache zu sein, damit sie sich nur alle untereinander recht betrügen und belügen können! Seine französischen Briefe ließen sich noch immer gut genug lesen. Wenn man sich's einbilden wollte, klangen sie warm und selbst leidenschaftlich; doch genau besehen, waren es Phrasen, vermaledeite Phrasen! Er hat mir alle Freude an der ganzen Sprache, an der französischen Literatur, selbst an dem schönen und köstlichen Ausdruck edler Seelen in dieser Mundart verdorben; mich schaudert, wenn ich ein französisches Wort höre" [1]). „Damit Sie sehen, in welcher unmittelbaren Connexion unser liebes Weimar mit Paris steht, übersende ich Ihnen einige französische Blätter. Mir sind dergleichen Saalbaderische Gemeinplätze in der Natur zuwider. Die französische Sprache ist aber auch recht dazu gemacht, um die Erscheinung der Erscheinungen auszudrücken" [2]). „Mr. Lemarquand ... hat sich die letzte Zeit in Berlin aufgehalten und ohne sonderliche Kenntnis des Deutschen sich an den Faust dergestalt attachiert, daß er mir ihn teilsweise, das Buch vor sich habend, sehr frei und anmutig in Prosa übersetzte. ... Einige Stellen hat er schon poetisch übersetzt, sehr heiter und glücklich. Ich kannte schon früher kleinere poetische Sachen von ihm, die sehr gelenk und elegant sind. ... Er wird während seiner Arbeit mit uns beständig konferiren, und das Resultat wird immer höchst merkwürdig sein, weil der fran-

[1]) Wilhelm Meisters Lehrjahre 5. Buch, 16. Kapitel, I, 22, 233 f. (vielleicht schon 1785).

[2]) An Schiller 14. März 1798, IV, 13, 92.

zösische und deutsche Geist vielleicht noch niemals einen so wunderbaren Wettstreit eingegangen haben" [1]). „Übrigens muß man doch gestehen, daß ein Franzose, wenn er einmal vermitteln will, ein sehr bequemes Organ an seiner Sprache findet" [2]). In Bezug auf Radlofs „Frankreichs Sprach- und Geistestyrannei über Europa seit dem Rastadter Frieden des Jahres 1714" sagt er: „Herrn Radlofs Schrift verdient ja auch wohl einer ehrenvollen Erwähnung; wenn die guten, lieben Männer nur Maß und Ziel zu finden wüßten" [3]). Und an den Verfasser selbst schreibt er darüber: „Sehr verdienstlich ist es, solche Stellen beizubringen, woraus erhellt, wie der Deutsche, der seiner Natur nach das Ausland nicht entbehren kann, sich dem Charakter nach immer dagegen gewehrt hat" [4]). „. . . da dem Übersetzer [von Goethes ‚Abendmahl des Leonardo da Vinci'] gelungen ist, die logische Gelenkheit seiner Sprache zu betätigen, ohne dem sinnlichen Eindruck Schaden zu tun" [5]). „Indessen die Deutschen in einer beinahe unverständlich werdenden Sprache sich Gedanken und Urteile einander mitteilen, so bedient sich der Franzose herkömmlicher Ausdrücke, weiß sie aber so zu stellen, daß sie wie ein aus flachen Glasspiegeln (Planspiegeln) zusammengesetzter Hohlspiegel kräftig auf einen Focus zusammen-

---

[1]) An Cotta 2. Dezember 1808, IV, 20, 227 f.
[2]) An Reinhard 22. Januar 1811, IV, 22, 22.
[3]) An Eichstädt 12. März 1814, IV, 24, 194.
[4]) An Radlof 20. März 1814, IV, 24, 203.
[5]) An Zelter 19. März 1818, IV, 29, 91.

wirken“ [1]). „Der Licentiat Mehlbrüh, beschränkt und affektiert, gibt die Einmischung gallisch-deutsch ausgesprochener Worte und alle Unnatur jener Zwitterschaft aufs deutlichste zu erkennen“ [2]). „Wie man der französischen Sprache niemals den Vorzug streitig machen wird, als ausgebildete Hof- und Weltsprache sich immer mehr aus- und fortbildend zu wirken, so . . .“ [3]). „Durch gewisse Wendungen, welche jener [der französischen Sprache] eigen sind, läßt sich das zu Sagende viel besser ausdrücken“ [4]). „Was auf mich besonders erfreulich wirkt, das ist der gesellige Ton, in dem alles [die Übersetzung seiner dramatischen Werke ins Französische] geschrieben ist: man sieht, diese Personen denken und sprechen immerfort in großer Gesellschaft, wenn man dem besten Deutschen immer die Einsamkeit abmerkt und jederzeit eine einzelne Stimme vernimmt“ [5]). „. . . so vermelde, daß ein an denselben [Gérard in Paris] gerichteter Brief auch schon übersetzt vor mir liegt, er will mir aber in dieser Gestalt nicht gefallen, denn die deutschen treuen und gründlichen

---

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard 10. Juni 1822, S. 214 ff. = IV, 36, 60 ff. mit der oben in der Klammer angegebenen Variante.

[2]) Besprechung von Arnold, „Der Pfingstmontag“ 1820, I, 41, 1, 164.

[3]) „Naturwissenschaft im Allgemeinen“ II, 11, 119, um 1826 (stand früher auch S. 102, 11, siehe „Lesarten“ S. 344, dann von Goethe ausgestrichen. Jetzt abgedruckt „Maximen und Reflexionen“, Schriften der Goethegesellschaft 21, 157, Nr. 710).

[4]) An Friedrich v. Müller 11. Oktober 1825, IV, 40, 95.

[5]) An v. Reinhard 12. Mai 1826, IV, 41, 30.

Äußerungen nehmen sich im Französischen einmal allzu naiv und dann wieder amphiguriſch [verworren] aus“ [1]). „Man mißgönnet der franzöſiſchen Sprache nicht ihre Konverſations- und diplomatiſche Allgemeinheit; in dem oben angedeuteten Sinne muß die deutſche ſich nach und nach zur Weltſprache erheben“ [2]). „Iſt nun jenes Gedicht [der Fauſt] ſeiner Natur nach in einem düſtern Element empfangen, ſpielt es auf einem zwar mannigfaltigen, jedoch bänglichen Schauplatz, ſo nimmt es ſich in der franzöſiſchen, alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verſtande entgegenkommenden Sprache ſchon um vieles klarer und abſichtlicher aus“ [3]). Um dieſelbe Zeit ſagt er: „Die Mathematiker ſind eine Art Franzoſen: redet man zu ihnen, ſo überſetzen ſie es in ihre Sprache, und dann iſt es alſobald ganz etwas anderes“ [4]). Dieſe notwendig werdende Veränderung drückt er noch beſtimmter aus: „Jeder Autor muß wiſſen, was er ſeiner Nation unter gewiſſen Umſtänden und Bedingungen mitteilen kann, der franzöſiſche iſt hierin beſchränkter als der deutſche und muß, wenn er zu überſetzen unternimmt, eigentlich immer umbilden“ [5]). „Dieſes Alles [die Vorzüge des indiſchen Dramas Sakuntala, das Chézy ins

---

[1]) An Boiſſerée 19. Januar 1827, IV, 42, 20 f.

[2]) Entwurf zur Beſprechung ſerbiſcher Volkslieder (1827) I, 42, 1, 254.

[3]) Faust trad. p. Stapfer, beſprochen I, 41, 2, 340 (1828).

[4]) „Zur Naturwiſſenſchaft“ II, 11, 102 = Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegeſellſchaft 21, 266, Nr. 1279 (1829).

[5]) An Aubert de Vitry 29. März 1824, IV, 38, 96.

Französische übersetzt hatte] wird uns nun erst recht eingänglich durch die anmutige, in so hohem Grade gebildete französische Sprache, und es ist uns im Augenblick zu Mute, als wenn wir alles Heitere, Schöne, Kräftige, was wir jemals in diesem Idiom vernommen, nochmals anklingend empfänden" [1]). „In dem lebhaftesten Mitgefühl . . ., welcher diplomatischen Wendungen und zwar in französischer Sprache es bedarf, um einer geliebten Prinzessin eine, wo nicht ablehnende, doch retardierende Antwort zu erteilen, so folgt hierbei eiligst die bezeichnete Medaille" [2]).

Aus all diesen zu so verschiedenen Zeiten und Gelegenheiten getanen Äußerungen ergibt sich ein ganz einheitliches Bild der Anschauungen, die Goethe über die französische Sprache in ausgesprochener oder nur gedachter Gegenüberstellung zur deutschen besitzt: Wir verdanken ihr einen großen Teil unserer Bildung (S. 204 oben), haben uns aber doch gegen all zu große Beeinflussung zu wehren (S. 206, Anm. 4), sie ist klar und logisch (S. 208), schön, ausgebildet, heiter, gelenkig, elegant, zur Konversation und Diplomatie geeignet (S. 207 und 209), in der man besonders höfliche und hohle Phrasen (S. 204 f.), Reservationen, Ablehnungen ausdrücken kann [3]), aber keine Herzensempfindungen (S. 204 oben); beide Sprachen

[1]) An Chézy 9. Oktober 1830; bei Strehlke, Goethes Briefe I, 112.

[2]) Goethes Briefe an Soret ed. Uhde S. 171, 7. Januar 1832.

[3]) Man vergleiche damit Goethes Ansicht über die deutsche Sprache in Bezug auf ihre Wahrhaftigkeit S. 59 und S. 204 Mitte.

haben einen ganz verschiedenen Charakter (S. 208, Anm. 4), die französische ist nicht so geeignet zur Übersetzung aller andern Sprachen, in welchem Sinne die deutsche eher Weltsprache zu nennen ist, auch ist die französische nicht so fortbildungsfähig wie die deutsche (S. 208, Anm. 2) und muß sich daher bei Erörterungen neuer, z. B. naturwissenschaftlicher Verhältnisse herkömmlicher Ausdrücke bedienen (S. 206 unten); auf jeden Fall ist ein Wettstreit zwischen beiden interessant, dagegen die zwitterhafte Vermengung des Deutschen und Französischen zu verwerfen (S. 206 oben, 207 oben).

Neunter Abschnitt

Das Deutsche im Verhältnis zum Italienischen

Von allen lebenden Fremdsprachen war Goethes Interesse für die italienische am allerlebhaftesten, das brachte schon seine italienische Reise mit sich. Wenn es ihm bei seiner Ankunft in diesem Lande besonders darauf ankam, von dem Volke als ein Zugehöriger in Tracht und Bewegung angesehen zu werden [1]), wenn er sich mitten unter die Leute auf den Markt stellte und „über jeden Anlaß" [2]) mit ihnen redete, so wird er sich sicher auch bemüht haben, ihnen in der Sprache nicht aufzufallen. Wenn er allerdings Herders Frau gegenüber, der bald nach ihm ebendahin reiste und mit der italienischen Sprache nicht so gut Bescheid wußte, erwähnt, ihr Mann brauche in Rom „nicht mehr so viel Italienisch, er [Goethe] hätte meist Deutsch gesprochen" [3]), so soll das einerseits nur ein höflicher Trost für den sprachunkundigen

[1]) III, 1, 204, Zl. 3 ff. und S. 230, Zl. 19.

[2]) Ebenda S. 226, Zl. 5 ff.

[3]) Mit Caroline Herder 6. Oktober 1788, Biedermann I, S. 106.

Freund sein und beruhte anderseits auf der einfachen Tatsache, daß er dort viel mit Deutschen verkehrte. Wie sehr ihm das Italienische wirklich ans Herz gewachsen war, sehen wir aus seiner kaum ernst gemeinten Absicht, die er gegen Friedrich v. Stein ausspricht: „Dein italienischer Brief hat mich sehr vergnügt, wenn ich zurückkomme, wollen wir nur italienisch reden“ [1]). In seinen Vorbereitungen zur zweiten italienischen Reise, die er im Jahre 1795 traf, legte er sich sogar einen genauen Entwurf der zu beobachtenden italienischen Mundarten an, während er für dergleichen Studien auf deutschem Gebiete, wie wir gesehen haben (S. 93 u. 98) keinen Sinn hatte. „Euer Felix hat sich zum Italienischen bestimmt und da, wie ihr schon wißt, melodischer Gesang bei unsern Anstalten durch alles durchgreift, so solltet ihr ihn in der Langweile des Hüterlebens gar manches Lied zierlich und gefühlvoll vortragen hören“, läßt Goethe den Aufseher in der pädagogischen Provinz, Abteilung für Sprachunterricht, sagen [2]). Daß er allmählich selbst aus der Übung kam, die Aufforderung, italienisch zu sprechen, aber immer noch im hohen Alter als eine Verlockung zu etwas Reizvollem ansieht, liegt in den Worten: „Non vuol parlare Italiano; dice: ‚Non mi seducete! È lungo tempo, che non ho parlato questa lingua‘“ [3]). [Er will sich

[1]) An Friedrich v. Stein, Neapel 26. Mai 1787, IV, 8, 220.

[2]) Wilhelm Meisters Wanderjahre 2. Buch, 8. Kapitel, I, 25, 1, 5.

[3]) Gespräch mit Alessandro Poerio 12. Februar 1826; bei Biedermann V, 271.

nicht italienisch unterhalten und sagt: Verführt mich nicht dazu; es ist lange her, daß ich diese Sprache gesprochen habe.]

Mit dieser Vorliebe für das Italienische hängt das Loblied zusammen, das er gerade dieser Sprache, zumal in den Achtzigerjahren, den Jahren seiner italienischen Reise, aber auch bis zu seinem Lebensende singt. „Die Sprache [einer italienischen Übersetzung seines Werther] ist gar angenehm“ [1]). Im Juni des Jahres 1784 war ein italienischer „Improvisatore“ Pellegrini nach Weimar gekommen. Während Herder dessen Vortrag „eine wahre Entehrung der Dichtkunst und aller göttlichen Gaben der Harmonie und Sprache“ [2]) nennt, rühmt ihn Goethe: „Wir haben einen Improvisatore hier gehabt, den ich nur kurz gehört habe, er macht seine Sachen recht gut, ich hätte gewünscht ihn länger und in seinem Glanze zu sehen“ [3]). Zu Michael Salom, dem Übersetzer seines Werther ins Italienische, spricht er von der „Vorliebe, die ich für Ihre Sprache habe“ [4]). „Den Re Theodoro haben wir, er ist über allen Ausdruck schön“ [5]). Auf seiner Reise nach Italien in Roveredo angekommen, sagt er voll Freude: „Der

---

[1]) An Ch. v. Stein 13. Dezember 1781, IV, 5, 240.

[2]) IV, 6, 458, „Lesarten“, Herder an Gleim 13. Juni 1784.

[3]) An Ch. v. Stein 8. Juni 1784, IV, 6, 291.

[4]) 20. Februar 1782, IV, 5, 267.

[5]) An Kayser 20. Juni 1785, IV, 7, 70. Diese Oper ist von Paësiello und gehörte zu den Opern, denen Mozarts „Figaro“, der 1786 seine Erstaufführung erlebte, Konkurrenz machte.

Wirt spricht kein Deutsch, und ich muß nun meine Künste versuchen. Wie froh bin ich, daß die geliebte Sprache nun die Sprache des Gebrauchs wird" [1]). „Die eigne Zierlichkeit der italienischen Sprache begünstigte die Wahl und die edle Stellung dieser Worte [einer Italienerin], welche noch überdies von lebhaften Gebärden begleitet wurden, womit jene Nation über ihre Äußerungen einen unglaublichen Reiz zu verbreiten gewohnt ist" [2]). Im besonderen spricht er von der „wohlklingenden römischen Sprache, einer edlen Mundart, die auch die mittlere Klasse über sich selbst erhebt und dem Allernatürlichsten, ja dem Gemeinen einen gewissen Adel verleiht" [3]). Weil er in Italien, aber nicht in England, gewesen ist, schreibt er: „Ich weiß es sehr gut an mir selbst, mit welcher unterschiednen Einsicht ich einen italienischen Schriftsteller oder einen englischen lese. Der erste spricht zu mir gleichsam durch alle Sinne und gibt mir ein mehr oder weniger vollständiges Bild; der letzte bleibt immer der Gewalt der Einbildungskraft mehr ausgesetzt" [4]). „Zwei Übersetzungen der Verlobten beschäftigen mich und Riemer an den herkömmlichen Abenden, wir vergleichen sie mit dem Original, welches durch diese Folien erst recht in seinem höchsten Glanze hervorgehoben wird" [5]). „Herr Abt Bondi hat mir ... einen musterhaft schönen Brief geschrieben,

[1]) Tagebücher, September 1786, III, 1, 180 f.
[2]) „Italienische Reise", „Sizilien" April 1787, I, 31, 143.
[3]) „Italienische Reise", Oktober 1787, I, 32, 121.
[4]) An W. v. Humboldt 26. Mai 1799, IV, 14, 95.
[5]) An v. Müller 27. Oktober 1827, IV, 43, 130.

wie er vielleicht auch nur in der italienischen Sprache zu schreiben ist“ [1]). „Er [Manzoni] verdiene sich fortan das Glück, in einer so ausgebildeten, wohlklingenden Sprache vor einem geistreichen Volke zu sprechen und sprechen zu lassen“ [2]). Und noch wenige Tage vor seinem Tode zeigt er die alte Liebe: „Es ist wundersam, Engländer, Franzosen und nun auch Deutsche erfreuen sich unverständlich zu sprechen, so wie auch Andere das Unverständliche zu hören. Ich wünschte nur, daß manchmal ein Italiener hereintrete und seine emphatische Sprache hören ließe“ [3]).

Diese Stellung Goethes zur italienischen Sprache hängt zusammen mit seinem eine Zeitlang vorwiegenden Bestreben, die Oper nach italienischem Muster auf dem deutschen Theater mit Hilfe des Jugendfreundes und Komponisten Kayser in seiner Muttersprache einzuführen. Weil nun aber hierzu sich die deutsche Sprache weniger eignet, ließ sich der Dichter zu den bekannten scharfen Urteilen über sie hinreißen (siehe S. 45 f.). Um diese ins rechte Licht zu setzen, erscheint es angebracht, diejenigen Belege für dies zeitweise ebenso eifrige wie schwierige, öfters in einem Ringen mit seiner Muttersprache bestehende und schließlich ergebnislose Bemühen anzuführen, welche die italienische Art, zum Teil im Unterschied von der deutschen, betonen. Von den ersten Versuchen, die er mit der deutschen Sprache in dieser Beziehung infolge der

[1]) An Gräfin O'Donell 22. Januar 1813, IV, 23, 261.

[2]) „Teilnahme Goethes an Manzoni“ I, 42, 1, 154 f. (1827).

[3]) An Zelter 11. März 1832; Briefwechsel 6, 420.

Anregung von italienischer Seite anstellt, erzählt er: „Durch den italienischen Improvisator (S. 213 Mitte) belebt, hab' ich im Spazieren versucht, auch aus dem Stegreife Verse in deutscher Sprache hinzugießen, es hat ungleich mehr Schwierigkeiten, doch müßte es auch, mehr oder weniger, gehn, wenn man sich drauf legte" [1]). „Ich bin immer für die opera buffa der Italiener und wünschte wohl einmal mit Ihnen ein Werkchen dieser Art zu Stande zu bringen" [2]). Bald darauf berichtet er demselben von einem „Versuch einer kleinen Operette [Scherz, List und Rache], die ich angefangen habe, um einen deutschen Componisten der italienischen Manier näher zu bringen" [3]). Besonders die beiden nächsten Jahre sind Zeugen solcher Bestrebungen. „Ich freue mich, daß Sie an dem kleinen Singspiel eine Art von italienischer Gestalt gefunden haben, geben Sie ihr nun den Geist, damit sie lebe und wandle" [4]). „Könnte ich nur um Ihrentwillen meine Sprache zur italienischen umschaffen, damit ich Sie schneller ins große Publikum brächte" [5]). „Nun ist leider das deutsche lyrische Theater überall erbärmlich, wer singen und spielen kann, zieht sich zum italienischen und das mit Recht" [6]). Grade in diesem Zusammenhange und bei solchen Klagen ist nun die Äußerung gar nicht zu verwundern: „Der gute Kayser

[1]) An Ch. v. Stein 9. Juni 1784, IV, 6, 295.
[2]) An Kayser 28. Juni 1784, IV, 6, 317.
[3]) An denselben (Ende 1784) IV, 18, 22.
[4]) An denselben 25. April 1785, IV, 7, 47.
[5]) An denselben 23. Dezember 1785, IV, 7, 148.
[6]) An Knebel 30. Dezember 1785, IV, 7, 153.

dauert mich nur, daß er seine Musik an diese barbarische Sprache verschwendet“ [1]). So ist auch zu verstehen, daß er das Italienische grade vom musikalischen Standpunkte aus lobt: „Noch eins, wie steht es mit dem Italienischen? Üben Sie sich fleißig in dieser einzigen Sprache des Musikers“ [2]) (siehe S. 212). „Eine neue komische Oper von mir, die jetzo komponiert wird, macht mir viel Freude“ [3]). Bei den vielen Schwierigkeiten, die ihm diese Bemühungen bereiten, Deutschland für die Oper zu erobern, deren Heimat Italien war, ist seine Klage zu erklären: „Hätt' ich die italienische Sprache in meiner Gewalt wie die unglückliche Teutsche, ich lüde Sie gleich zu einer Reise jenseits der Alpen ein, und wir wollten gewiß Glück machen“ [4]). Seine sprachlich-poetischen Bemühungen nach dieser Richtung spiegelt die Bemerkung wieder: „Sie sollen am Mechanischen sehen, daß ich in Italien etwas gelernt habe, und daß ich nun besser verstehe, die Poesie der Musik zu subordinieren“ [5]). Doch die Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. „Kayser geht mit der Herzogin [Anna Amalia] wieder fort [nach Italien] . . . und so schließt sich alle Hoffnung auf die schöne Tonkunst ganz für mich zu“ [6]). Freilich denkt er doch später noch einmal an eine Art Umarbeitung mit Rücksicht auf die

[1]) An Ch. v. Stein 26. Januar 1786, IV, 7, 171.
[2]) An Kayser 1. März 1786, IV, 7, 188.
[3]) An Jacobi 14. April 1786, IV, 7, 206.
[4]) An Kayser 5. Mai 1786, IV, 7, 217.
[5]) An denselben, Rom 14. August 1787, IV, 8, 245.
[6]) An Ch. v. Stein 22. Juli 1788, IV, 9, 5.

„prosaischen Deutschen": „Ueber die Oper bin ich mit Ihnen gleicher Meinung. Wie das Werk jetzt liegt, geht die ungeheure Arbeit verloren. Sie haben daran gelernt und werden beim Umarbeiten wieder lernen. Vielleicht ließe man gar die Recitation weg und die prosaischen Deutschen möchten den sanglosen Dialog deklamieren, wie sie könnten" [1]). Den beiden letzten Äußerungen entsprechen die kurzen, aber bezeichnenden Bemerkungen in den „Schemata zur Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit": „Der Musikus Kayser, der die Reise aus Italien mit mir herausgemacht hatte, kehrte mit ihr [Anna Amalia] wieder zurück" und gleich darauf, noch vor Ende 1789: „Zeitverderb mit Unterlegung des Textes unter italienische Opern" [2]). (Über den gänzlichen Zusammenbruch aller Hoffnungen siehe Burkhardt, „Goethe und der Komponist Kayser", S. 45 f.) Im Jahre 1797 ist es mit der Vorliebe für die italienische Tonkunst in Deutschland noch beim alten. So schreibt er von dem musikalischen Leben in Stuttgart: „Alle ... verabscheuen deutsche Musik und Gesang" [3]). Später wacht die alte Liebe zur italienischen Oper auf, als eine solche in Weimar zur Vorstellung gelangt: „Brizzi ist angekommen und wird uns diesen Helden [Achille] vortragen. Unsre übrigen Sänger üben teils ihr Italienisch, teils lernen sie es von vornen. Es wird aber auf

---

[1]) An Kayser 18. Oktober 1789, IV, 9, 157.

[2]) 1810. Goethe-Jahrbuch XXVIII, 13 f.

[3]) An den Herzog Carl August, Tübingen 12. September 1797, Beilage, IV, 12, 294.

alle Fälle eine hübsche Vorstellung werden“ [1]). In demselben Jahre empfiehlt er neben dem deutschen „Don Juan“ denselben in italienischer Sprache für eine festliche Gelegenheit: „Für Durchlaucht des Erbprinzen Geburtstag sind wir ohnehin wegen eines Stücks in Verlegenheit, und könnte diese Oper alsdann gar wohl für ein Festspiel gelten“ [2]). Eine sich bescheidende Zusammenfassung der verfehlten Bestrebungen liegt in den Worten an Zelter: „Der Operntext soll ein Carton sein, kein fertiges Bild. So denken wir freilich, aber in der Masse der lieben Deutschen steckt ein totaler Unbegriff dieser Dinge, und doch wollen Hunderte auch Hand anlegen. Wie sehr muß man dagegen manches italienische Werk bewundern, wo Dichter, Componist, Sänger und Decorateur alle zusammen über eine gewisse auslangende Technik einig werden können. Eine neue deutsche Oper nach der andern bricht zusammen“ [3]).

Bei einem Überblick über alle diese Äußerungen muß uns auffallen, daß sie immer nur geschehen, wenn vom Zusammenhang der Sprache mit der Musik die Rede ist. So finden die bekannten tadelnden Urteile des Dichters über die deutsche Sprache genügende Aufklärung: Das Fehlen des musikalischen Charakters war es, das ihn bei seinen Bemühungen um die Oper störte und ärgerte, und das ihn die sonstigen Mängel der noch nicht völlig ausgebildeten Sprache über-

[1]) An Zelter 18. November 1810, IV, 21, 418.

[2]) An die Hoftheaterkommission 31. Dezember 1810, IV, 21, 452.

[3]) An Zelter 19. Mai 1812, IV, 23, 23.

treiben ließ (vergl. S. 47 Mitte). Daß es ihm im übrigen nicht einfiel, die deutsche Sprache im allgemeinen unter die italienische zu stellen, sehen wir aus einem Urteil über beide in einer Briefstelle: „Der Gedanke, die Schicksale der italienischen und deutschen Sprache zu *parallelisiren*, war sehr glücklich gefaßt und ist recht gut ausgeführt“ [1]). Dieser Vergleich zwischen Italienisch und Deutsch steht nicht, wie es nach dem Zusammenhange in dem betreffenden Briefe scheinen muß, im „Merkur“ 1804, sondern bezieht sich nach meiner Vermutung auf die „Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie“ von A. W. Schlegel, auf die im Anfang desselben Briefes Bezug genommen wird (IV, 17, 80, Zl. 21 ff.). In diesem Büchlein findet sich nämlich nach der eigentlichen Übersetzung der fremdländischen Gedichte eine „Zueignung an die Dichter“, also ein Gedicht des Übersetzers an die Verfasser der übersetzten Lieder. Hier wird tatsächlich der Wunsch ausgesprochen, durch diese Übersetzung ein Band zwischen romanischer und deutscher Zunge wieder herzustellen, wie es dem Geiste und der Abstammung nach „in den großen Zeiten“ schon bestanden habe; jene solle nach Norden „heimgeführt“ werden. Die beiden ersten Stanzen lauten:

Zueignung an die Dichter.

Nehmt dies mein Blumenopfer, heil'ge Manen!
Wie Göttern biet' ich Euch die eignen Gaben,
Mit Euch zu leben und den deutschen Ahnen,

[1]) An Eichstädt 29. Februar 1804, IV, 17, 85.

Ist, was mir einzig das Gemüt kann laben.
Halb Römer, stammt ihr dennoch von Germanen;
So laßt mit deutscher Red' Euch denn begaben
Und heim Euch führen an des Wohllauts Banden
Zu nördlichen aus südlich schönen Landen.

Eins war Europa in den großen Zeiten,
Ein Vaterland, des Boden hehr entsprossen,
Was Edle kann in Tod und Leben leiten.
Ein Rittertum schuf Kämpfer zu Genossen,
Für Einen Glauben wollten alle streiten,
Die Herzen waren Einer Lieb erschlossen.
Da war auch Eine Poesie erklungen,
In Einem Sinn, nur in verschiednen Zungen.

Warum diese Bemerkung eingeschaltet ist in das Ende des Briefes, das eigentlich nur von einem an Eichstädt mitgesandten Stücke der Zeitschrift „Merkur" handelt, ist vielleicht so zu erklären, daß der Dichter am Anfang des Briefes, wo er von den „Blumensträußen" spricht, nach seinen ausdrücklichen Worten keinen Platz für weitere Bemerkungen hatte — sein Brief, der in Beantwortungen und Erledigungen der Eichstädtischen Anfragen besteht, ist nämlich an den Rand des Eichstädtischen Briefes geschrieben. Wegen dieses Raummangels war er genötigt, eine ihm nachträglich einfallende Ergänzung dieser Besprechung der „Blumensträuße" an den Schluß des Briefes zu setzen, und so ist sie zwischen die Bemerkungen über den „Merkur" geraten, der seinerseits in diesem ganzen Jahrgange nichts hat, worauf sich die Bemerkung des Dichters beziehen könnte. [In Biedermanns „Erläuterungen zu Goethes Briefen an Eichstädt" ist darüber an der Stelle, wo man sie

suchen könnte, S. 249, keine Erläuterung zu finden.] — Trotz solcher Klagen gibt er aber selbst auf dem Gebiete des Singspiels den Entschluß nicht auf, die deutsche Sprachgewandtheit zu fördern. Bald darauf versucht er es nämlich noch einmal mit einem deutschen Recitativ nach italienischer Art: „Auf die an mich, mein wertester Herr Musikdirektor, gerichtete Frage verfehle nicht zu erwidern, daß, indem ich den Dialog von Claudine rhythmisch behandelte, allerdings meine Absicht gewesen, dem Komponisten Gelegenheit zu geben, nach italienischer Weise recitativisch zu verfahren" [1]). Diese Recitative scheint er auch beim „Epimenides" beibehalten zu haben, und zwar, wie er ausdrücklich hervorhebt, im Gegensatz zu dem sonstigen Brauch bei deutschen Opern. „Es ist überall herkömmlich, daß die Opernbüchelchen gedruckt werden, die italienischen durchaus mit Arien und Recitativ und von den deutschen nur der eigentliche Gesang, weil bei uns die Prosa den Platz des Recitativs vertritt [2]) ... Nur tritt beim Epimenides der Fall ein, daß die Grenzlinie zwischen dem Abzudruckenden und Auszulassenden wohl schwer zu ziehen sein möchte, vielmehr müßte ich voraussehen, daß beinahe das ganze Stück abgedruckt werden müßte" [3]). Daß überhaupt alle die Bemühungen und die Beziehungen zur ausländischen Oper seiner an und für

[1]) An Polzelli 24. Mai 1814, IV, 24, 288.

[2]) „Unser deutsches Ohr und Wesen ist nicht dazu [zum Recitativ] gemacht" bekennt er einmal an Streckfuß 23. Januar 1827, IV, 42, 29.

[3]) An Graf v. Brühl 12. März 1815, IV, 25, 235.

sich spröden Muttersprache nur günstig gewesen sind, geht aus den zeitlich letzten über diese Angelegenheit geschriebenen Zeilen hervor: „Durch die Literargeschichte, so wie durch die Welthistorie, schleichen oftmals kleine, gering scheinende Bemühungen hindurch, die aber durch Anhaltsamkeit und beharrliches Fortarbeiten bedeutende Wirkung hervorbringen. So würde jetzt ein kurzgefaßter Aufsatz willkommen sein, der uns vor Augen stellte, wie seit vierzig Jahren geist- und klangreiche Menschen sowohl französischen als italienischen Opern deutsche Texte untergelegt und sich dadurch um Sprache und Musik großes, unbeachtetes Verdienst erworben. Unser lyrisches Theater hat sich dadurch nach und nach zu einer ungemeinen Höhe geschwungen; wir haben die vorzüglichsten Produktionen des französischen lyrischen Dramas auf unsern Bühnen gesehen, die italienischen Opern sind uns nicht fremd geblieben, deutsche Singstücke, von deutschen Meistern komponiert, vergnügen den Geist, erheben das Gemüt seit vielen Jahren. Geschmack und Einsicht verbreiteten sich dadurch über die ganze Masse des Publikums, und für die lyrische Poesie überhaupt wuchs von Jahr zu Jahr der unschätzbare Vorteil, daß sie immer singbarer wurde, ohne an Gehalt abzunehmen“ [1]).

[1]) „Deutsche Sprache“ (1816) I, 41, 1, 114.

Zehnter Abschnitt

Das Deutsche und die klassischen Sprachen

Daß der Verehrer der Antike nicht nur die alte Literatur liebte, sondern auch ein Lobredner der klassischen Sprachen als solcher ist, ist selbstverständlich, besonders in den Achtzigerjahren, wo, wie wir gesehen haben (S. 45 ff.), das Deutsche ihm aus einem bestimmten Grunde ein Gegenstand des Ärgernisses gewesen war. „Auf dem Gickelhahn, ... den man in einer klingernden [sic] Sprache Alektrüogallonax nennen könnte“ [1]). Zwei Tage später schreibt er: „Dann las ich zur Abwaschung und Reinigung einiges Griechische, davon geb' ich Ihnen in einer unmelodischern und unausdrückendern Sprache wenigstens durch meinen Mund und Feder auch Ihr Teil“ [2]). Weiter erzählt er, daß in Rom am Dreikönigstage in dreißig verschiedenen Sprachen geredet ist, wobei „barbarische Rhythmen und Töne hervorkamen, das Griechische

[1]) An Ch. v. Stein 6. September 1780, IV, 4, 281.

[2]) An dieselbe 8. September 1780, IV, 4, 283; siehe oben S. 45.

klang, wie ein Stern in der Nacht erscheint“ [1]). „Sie lassen durch diesen Anteil an meinem Gedichte [die Übersetzung von ‚Hermann und Dorothea‘ ins Französische] dem Bestreben Gerechtigkeit widerfahren, das in mir immer lebendig war, mich von den Formen der Alten soviel als möglich zu durchdringen“ [2]). Denselben Vorzug der alten Sprachen hebt er in seiner Gedächtnisrede auf Wieland hervor: „Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen uns der Wert und die Würde der Vorwelt am reinsten überliefert ist. Denn so wenig wir leugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind“ [3]). Er spricht von der „hohen Kultur, wodurch sich jene [die lateinische Sprache] auszeichnet“ [4]). „Diese [lateinische] Sprache ist doch eigentlich zu würdigen Gegenständen geschaffen und ausgebildet“ [5]). „Der Schulmann, indem er Lateinisch zu schreiben und zu sprechen ver-

[1]) „An den Freundeskreis in Weimar“, Rom 13. Januar 1787, IV, 8, 131 = „Italienische Reise“ I, 30, 252.

[2]) An Bitaubé 19. November 1800, IV, 15, 148 f.

[3]) „Zu brüderlichem Andenken Wielands“ 1813, I, 36, 330 f.

[4]) An Eichstädt 19. Januar 1814, IV, 24, 113.

[5]) An denselben 10. Januar 1815, IV, 25, 140.

sucht, kommt sich höher und vornehmer vor, als er sich in seinem Alltagsleben dünken darf“ [1]). „Die Modernen sollen nur lateinisch schreiben, wenn sie aus nichts etwas zu machen haben. Umgekehrt machen sie ihr weniges Etwas immer zu nichts“ [2]). Eine gewisse Bewunderung liegt auch in den eigentümlichen Worten: „Die lateinische Sprache hat eine Art von Imperativus der Autorschaft“ [3]), die erklärt werden durch eine andere Stelle: „Die lateinische Sprache wird durch den Gebrauch der Substantiven entscheidend und befehlshaberisch“ [4]). Er liest die Homilien des Chrysostomus und ruft aus: „Was man aber griechische Sprache und Bildung auch in diesem widerwärtigen Abglanz bewundert“ [5]). „Den folgenden Tag sagte er mir, wir wollten in Zukunft oft griechisch zusammen lesen, es habe ihm gar sehr behagt“ [6]). Lobend und vergleichend zugleich spricht er sich angesichts einer lateinischen Übersetzung seines Epos Hermann und Dorothea über diese klassische Sprache aus: „Hier sah ich nun mein Sinnen und Dichten, in einer viel gebildeteren Sprache, identisch und verändert, wobei mir vorzüglich auffiel, daß die römische nach dem Begriff strebt und, was oft im Deutschen

---

[1]) Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 146, Nr. 661 (1829).

[2]) Ebenda S. 217, Nr. 1039.

[3]) Ebenda Nr. 1040.

[4]) II, 3, 202; siehe Schriften der Goethegesellschaft 21, 376.

[5]) An Zelter 17. Mai 1815, IV, 25, 332.

[6]) 30. Juli 1804; Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß S. 51.

sich unschuldig verschleiert, zu einer Art von Sentenz wird, die, wenn sie sich auch vom Gefühl entfernt, dem Geiste doch wohltut“ [1]). Sie haben einen starken Einfluß auf die unsere gehabt:

Tote Sprachen.

Tote Sprachen nennt ihr die Sprache des Flaccus und Pindar,
Und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt [2]) —

und sollen ihn noch weiter haben, besonders in unruhigen Zeiten: „In unsern Gegenden sowohl, als weiter nordwärts, wo man noch gegenwärtig einer glücklichen [nicht von der Revolution gestörten] Ruhe genießt, hat man die Überzeugung, wie notwendig es sei, alte Sprachen und Literatur fortzupflanzen. Bei dem schwankenden und losen Geschmack der Zeit kann man jene Norm nicht sorgfältig genug bewahren. So denkt man z. B. bei uns daran, ein schon bestehendes Gymnasium in lebhaftere Tätigkeit zu setzen“ [3]). Denn für die Erziehung sind sie durchaus notwendig:

Das mußt du als ein Knabe leiden,
Daß dich die Schule tüchtig reckt.
Die alten Sprachen sind die Scheiden,
Darin das Messer des Geistes steckt [4]).

Ihre Erlernung sieht er für seinen Sohn als selbstverständlich an: „Herr Riemer ... hat sich entschlossen, diesen Winter bei uns zu bleiben und besonders den

[1]) An Staatsrat Schultz 8. Juli 1823, IV, 37, 123.
[2]) „Tabulae votivae“ Nr. 62 (1796), I, 5, 313.
[3]) An Hottinger 15. März 1819, IV, 14, 40.
[4]) Nachlaß. Zahme Xenien VIII (1814), I, 5, 117.

Unterricht meines Knaben im Griechischen und Lateinischen über sich zu nehmen. Sie kennen den lebhaften Knaben und wissen, daß es mit seiner Kenntnis der alten Sprachen nicht sonderlich aussah, worüber ich zwar bisher manche Sorge hatte, dem Übel aber nicht abhelfen konnte. Nun glaube ich geborgen zu sein“ [1]). „Letzt sprach man bei mir [Johanna Schopenhauer] vom Latein, wie notwendig es wäre und wie wenig es jetzt gelernt würde. Ich sagte, Du [Arthur Schopenhauer] hättest es in deiner Kindheit durchaus nicht lernen können, obgleich Du lebende Sprachen sehr leicht vollkommen begriffest. Goethe sagte: es wundre ihn nicht; es wäre ungeheuer schwer, da helfe keine Methode, die ganze Kindheit müsse darauf zugebracht werden. ‚Wenn 10 Louisd'or auf einem Tische liegen, kann man sie leicht einstreichen, aber wenn sie tief in einem alten Brunnen liegen und Steine, Schutt und Gebüsch obendrauf, dann ist's ein ander Ding; ein Kind kriecht dann wohl mühsam hinein, aber ein Erwachsener muß es bleiben lassen.‘ Ich sagte, Du hättest Lust, es noch zu lernen, ich wolle Dir aber abraten. Dies solle ich auch nicht tun, sagte er; es bliebe doch immer etwas hängen, und wenn Du es noch tun wolltest, so wäre es sehr gut und nützlich, obgleich Du es zur Vollkommenheit nicht bringen würdest“ [2]). Dasselbe wünscht er dem jüngeren Schiller: „Er ist nach Jena gezogen und will sich der Rechtsgelahrtheit widmen. Nun ist dies die schönste Ge-

[1]) An F. A. Wolf 7. September 1803, IV, 16, 300.

[2]) Biedermann II, S. 146 f. (19.? Dezember 1806).

legenheit, ja eine dringende Forderung, sich der lateinischen Sprache und den römischen Eigentümlichkeiten zu nähern und die hohe Kultur, wodurch sich jene, und die Tüchtigkeit, wodurch sich diese auszeichnet, an sich heran, wo nicht in sich hinein zu bilden" [1]). Darum ist eine Durchbildung vor allem hierin für den Schulmann nötig: „Voßens ältester Sohn ist als Professor angestellt, der von seinem Vater diese gründliche Neigung zum Altertum und besonders von der Sprachseite geerbt hat, worauf doch alles bei einem Schulmanne ankommt" [2]). Wie eifrig er mit diesem im Sommer 1804 die griechische Sprache durch die Lektüre des Sophokles betrieben hat, bezeugt dieser selbst in „Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß" ed. Gräf S. 51.

Die alten Sprachen sind nach alledem unsere Lehrmeisterinnen im Leben, in der Kultur und Sprache sowohl im allgemeinen als auch besonders durch ihre Form. — Diese scheinbar unbedingten Lobsprüche der alten Sprachen erleiden aber eine Einschränkung in späteren Jahren. Im Alter warnt er nämlich vor allzu wissenschaftlichem Betrieb der klassischen Sprachen in der Schule, indem er sich durch Heraushebung der betreffenden Stelle die Ansicht Noses in „Kritik der geologischen Theorie" (siehe II, 9, S. 390) zu eigen macht. „Beim Unterricht in den alten Sprachen haben wir schon den Fall, daß man, statt Griechisch und Latein für einen tüchtigen Hausgebrauch zu lehren,

---

[1]) An Eichstädt 19. Januar 1814, IV, 24, 113.
[2]) An W. v. Humboldt 30. Juli 1804, IV, 17, 173.

schon auf Gymnasien Philologen zu bilden trachtet, deren in der Welt sehr wenige nötig sind, indessen Tatmenschen, welche diese Quellen auf ihre Feldgüter leiten möchten, hierdurch verkürzt werden"[1]). Anderseits glaubt er, daß auch unsere Sprache ihrer Lehrmeisterin in der Form allmählich gleich und ebenbürtig geworden sei. So schreibt er an Blumenthal, der augenscheinlich auf seine Anregung in dem Aufsatze „Die deutsche Sprache" (I, 41, 1, S. 113: „wenn ein junger geistreicher Gelehrter das wahrhaft poetische Verdienst zu würdigen unternähme, welches deutsche Dichter in der lateinischen Sprache seit drei Jahrhunderten an den Tag gegeben") mit einer Arbeit über neulateinische Dichter in Deutschland beschäftigt war: „Ebenso mußte sich der Deutsche aus einem mönchisch barbarischen Druck erst in seine eigene natürliche Liebenswürdigkeit, dann aber mit entschiedenem Geschmacksbedürfnis gegen die lateinische Sprache wenden"[2]). Bis hierher stimmen die Worte mit den sonstigen Äußerungen über die Abhängigkeit der deutschen Sprache von den klassischen überein, nachher aber verfehlt er nicht, ausdrücklich zu betonen, daß seine Muttersprache nun „auf ihre Weise" den alten gleichwertig geworden sei: „Möge doch an Ihrer Hand lateinische und deutsche Poesie zu Anfang des 19. Jahrhunderts abermals sich begegnen, wobei erhellen wird, wie sehr in 300 Jahren unsere Sprache sich aus-

[1]) Goethes „Naturwissenschaftliche Schriften" (1822), „Paralipomena I", II, 9, 1, 398.

[2]) An Blumenthal 28. Mai 1819, IV, 31, 158.

gebildet, um auf ihre Weise auszudrücken, was wir bei und an den Alten so höchlich bewundern"[1]). Zu erwähnen ist auch, daß in der 1821 erschienenen Beschreibung der pädagogischen Provinz (vergl. S. 212) beim Sprachunterricht nur lebende Sprachen genannt werden, die durch den Umgang gelernt werden sollen „nach dem Grundsatz, daß man nichts lerne außerhalb des Elements, welches bezwungen werden soll"[2]). Ob diese Außerachtlassung der toten Sprachen an dieser Stelle absichtlich geschehen ist? ob ihn vielleicht der philologisch betriebene Unterricht in den klassischen Sprachen auf dem Gymnasium befremdet hat? Jedenfalls scheint nach den zuletzt angeführten Äußerungen eine größere Hinneigung zu mehr praktisch gehaltener Erziehungsweise in seinem höheren Alter vorhanden gewesen zu sein, die aber ein Zurückgehen auf die „Quellen" (S. 230 oben) nicht ausschließt.

[1]) Ebenda S. 159.

[2]) „Wilhelm Meisters Wanderjahre" 2. Buch, 8. Kapitel, I, 25, 1, 5.

Elfter Abſchnitt

Goethes Anſchauungen über andere Sprachen

ſollen der Vollſtändigkeit wegen angeführt werden, da dadurch mitunter auch ein Schlaglicht auf die deutſche fällt.

Das Engliſche. Er iſt der Anſicht, daß es „ſich leicht lernen läßt“ [1]), und beginnt es die „ſchöne Mailänderin“ zu lehren. Er betrachtet es bei Erwähnung einer engliſchen Wertherüberſetzung als „Sprache meiner Lehrer“ [2]). „Die Verwandtſchaft der engliſchen Sprache mit der deutſchen begünſtigt auch eine metriſche Überſetzung“ [3]), ſagt er mit Bezug auf eine engliſche Übertragung von „Hermann und Dorothea“. Er bemerkt den Unterſchied zwiſchen der engliſchen und deutſchen Sprache, der in der gewöhnlichen Anzahl der Silben eines Wortes beſteht. „Der ſechsfüßige Jambus [für die Tragödie] wäre freilich am würdigſten, allein er iſt für uns Deutſche zu lang; wir ſind wegen der mangelnden

---

[1]) Italieniſche Reiſe, Oktober 1787, I, 32, 124.
[2]) An Ch. v. Stein 24. Juni 1783, I, 6, 175.
[3]) An Holcroft 2. April 1801, IV, 15, 212.

Beiwörter gewöhnlich schon mit fünf Füßen fertig. Die Engländer reichen wegen ihrer vielen einsilbigen Wörter mit noch weniger“ [1]). „Dann sprach er [Goethe] von Übersetzungen, wie schwer es ihm werde, englische Gedichte ins Deutsche zu übertragen, weil im Englischen so viele einsilbige Wörter vorkommen, deren Wirkung verloren ginge, wenn man sie durch mehrsilbige wiedergeben müßte“ [2]).

Über das Dänische ist schon bei Gelegenheit der Beeinflussung durch fremde Sprachen (S. 160 f.) geredet, in welchem Zusammenhang allein es erwähnt wird.

Der serbischen Sprache steht er fremd gegenüber, wenn er auch ihre Literatur schätzt. „Leider hab' ich auch nicht die geringste Anmutung zu jenen östlichen Zungen und ist mir deshalb eine geistreich angeschlossene Übertragung vom größten Wert“ [3]). Bei aller Höflichkeit wird er also nicht unwahr, indem er etwa persönliches Interesse an der serbischen Sprache heuchelte, wenn er folgendes schreibt: „Ew. Wohlgeboren haben mir durch die Übersendung einer wörtlichen Übersetzung vorzüglich schöner serbischer Lieder sehr viel Freude gegeben, sodann aber solche durch Grammatik und Lexikon verdoppelt und verdreifacht. Ihre bedeutende Sprache hat hiedurch sich auch bei uns den Weg gebahnt und unsern

[1]) Mit Eckermann 21. Oktober 1823, Biedermann IV, S. 297.

[2]) Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Soret, S. 32, 30. Dezember 1823.

[3]) An Jakob Grimm 30. August 1824, IV, 38, 234.

Forschern die Pflicht auferlegt, sich emsig damit zu beschäftigen"[1]).

Mit charakteristischen Worten weiß er noch zwei ältere, ihm selbst wenig bekannte Sprachen von den anderen zu unterscheiden. „Ich betrachtete mit ihm [Goethe] die Kindheit des Menschengeschlechtes in der hebräischen Sprache, deren Fügung und Behelf in den Mitteln mit Hinsicht auf die falschen Auslegungen seinen Geist nicht wenig befriedigte"[2]). „... so findet man, daß dem Orientalen bei allem alles einfällt, so daß er, übers Kreuz das Fernste zu verknüpfen gewohnt, durch die geringste Buchstaben- und Silbenbiegung Widersprechendes auseinander herzuleiten kein Bedenken trägt. Hier sieht man, daß die Sprache [nämlich die arabische] schon an und für sich produktiv ist, und zwar, insofern sie dem Gedanken entgegenkommt, rednerisch; insofern sie der Einbildungskraft zusagt, poetisch"[3]). Bei der Erwähnung seiner orientalischen Studien sagt er: „Wenig fehlt, daß ich noch arabisch lerne ... In keiner Sprache ist vielleicht Geist, Wort und Schrift so uranfänglich zusammengekörpert"[4]). Seine große Anteilnahme an Bestrebungen derart, wenigstens auf dem orientalischen Gebiete, beweisen auch folgende Zeilen: „Eine

---

[1]) An Wuk Stefanowitsch Karadschitsch 20. Dezember 1823, IV, 37, 288 f.

[2]) Mit Stephan Schütze 13. Juli (?) 1813, Biedermann III, 89.

[3]) „Noten und Abhandlungen zum Divan", „Urelemente" I, 7, 101 f.

[4]) An Schlosser 23. Januar 1815, IV, 25, 165.

sehr angenehme Erscheinung ist mir von Petersburg geworden. Ein junger Mann, Namens Uwarow, Kaiserlicher Kammerjunker ... hat mir ein ... Memoire übersendet, welches Vorschläge zu einer asiatischen Sozietät enthält, welche Sprachen und Literatur sämtlicher alten und neuen orientalischen Völker zu unsrer Kenntnis fördern soll. ... Da sich in Wien, ja überall in Deutschland eine gleiche Neigung regt, so kann uns auf diesem Wege wohl doppelt ersetzt werden, was wir von Seiten der Engländer her entbehren müssen"[1]).

Im Anschluß daran sei noch sein Urteil über eine nationalgefärbte Mundart erwähnt: „Judensprache hat etwas Pathetisches"[2]). Dem widersprechen nicht Ausdrücke wie „das barocke Judendeutsch"[3]) und über dieselbe Mundart: „der Accent einer unerfreulichen Sprache"[4]).

Über die Berufsmundarten siehe S. 74.

[1]) An Knebel 27. Februar 1811, IV, 22, 40 f.

[2]) Maximen und Reflexionen, Schriften der Goethegesellschaft 21, 277, Nr. 1330 „aus dem Nachlaß".

[3]) Dichtung und Wahrheit 4. Buch, I, 26, 196 f. (1811).

[4]) Ebenda S. 235 unten.

Schluß

In dem Vorausgehenden hat vor allem Goethe selbst gesprochen. Er hat uns über unsere Sprache vielerlei in mannigfachem Zusammenhang gesagt, aber nicht immer das, was wir Kinder unserer Zeit mit unserer so berechtigten Begeisterung für unsere edle, eben durch Goethe so geförderte Muttersprache von einem großen Deutschen erwarteten (siehe S. 45 ff., S. 215 f.), immer aber klar Begründetes, Folgerichtiges, aus der Einheitlichkeit seiner großen Persönlichkeit Geflossenes. Seiner Natur nach hat er selbst auch auf diesem ihm eigentlich ferner liegenden Gebiete nicht nur gesprochen, sondern auch gehandelt und Tatsächliches gewirkt (siehe das Register unter „Goethe"). Und wenn das Urteil über die deutsche Sprache oft zurückhaltend und vorsichtig klingt, so müssen wir bedenken, daß gerade das Genie am schmerzlichsten die äußeren Hemmungen seiner schöpferischen Tätigkeit, die Unvollkommenheit des Werkzeugs empfinden muß, mit dem es nie ein solches Kunstwerk hervorbringen kann, wie es in der Vorstellung des schaffenden Künstlers lebt; und wird einer ein Geschöpf mit Lob überschütten, zu dessen Ausbildung er selbst das Beste beigetragen hat? In zufriedenen und unzufriedenen

Tagen, durch Tadel und Lob, überall klingt das lebhafte Interesse an seiner Muttersprache durch, überall offenbart sich der große, im Grunde deutsche Mann, der seine wahre Gesinnung am ehrlichsten und deutlichsten dem französisch gerichteten Prinzen August von Gotha (S. 67, Anm. 5) gegenüber ausspricht, als einer, „der nichts anders als deutsch sein kann".

Alphabetisches Register

über besonders Hervorzuhebendes

Calderon 171, 173, 177.
Campe 100—102, 107—109.
Dummkopf, beim Sprechen erkannt 164.
Euphemismus 56.
Gellert 33 f., 129.
Goethe.
Werke: „Etymologie" 141 f.; „Faust" 56, 61, 194, 198, 208; Gedichte 200; „Hans Sachs" 148; „Helena" 10; „Hermann und Dorothea" 193, 198 f., 226; Rezension der lyrischen Gedichte von J. H. Voß 82 f., 147, 189; Reiseschema 97; Schweizer Tagebuch 95; „Sprache" 43; „Tasso" 195; Venezianische Epigramme 46—50; West-östlicher Divan 126; „Zigeunerlied" 146.
Persönliches: Arbeitsweise 1 ff. (Einleitung); Abneigung gegen Deutschtümelei 65, gegen Grammatik, Metrik und Orthographie 4, 36 oben, 129 ff., 134 ff., 149, gegen Lektüre eigener Werke 194 f., gegen Mathematik 2—4, gegen Nürnberger Mundart 78; Humor 108, 110, 138, 141, 151, 171 Anm. 5; Neigung zum Diktieren 34—38, zu mundartlichem Sprechen 88, 161; Schimpfworte 112; Sehnsucht nach Rom 9; Vorliebe für „lebendige Wörterbücher" 79 f., für das Italienische 211 f.
Praktische Vorschläge: Vertiefung des Ausdrucks 19; Belebung des schriftlichen Ausdrucks durch den mündlichen 33; Beschäftigung m. Sprachen zu pädagogischen Zwecken 44; Verbreitung deutscher Sprachkenntnisse auf erobertem Gebiete 57 ff.; Abfassung von Wörterbüchern 63, 84; Befruchtung der Schriftsprache durch Berufs- und provinzielle Mundarten 74, 75 u. 84; Verwertung der Vorzüge fremder Sprachen bei der eigenen 124—127; Zurückgehen auf die ursprüngliche Bedeutung bildlicher Ausdrücke 147; bestimmte Sprachen für bestimmte Zwecke 157 f.; gegenseitige

Bereicherung der Sprachen 160; beste Art der Übersetzung zur Einführung ins Verständnis 177 f.
Goethe, August v. 18 f., 98.
Heinzelmann, Kandidat 143.
Herder 7.
Homer 178—180.
Humboldt, Wilhelm v. 19, 111.
Humor, unfreiwilliger 143 f.
Klassische Sprachen, beste Zeit zu ihrer Erlernung unter einem Bilde veranschaulicht 228.
Kose 90.
Lavater 94 f.
Leonardo da Vinci 12,194,206.
Luther 43, 65 f., 166, 176.
Mittelalter 51.
Musik und Gesang 26, 45, 215—223.
Nibelungen 62, 181.
Oehlenschläger 160 ff.
Ovid 9.
Paëssiello 213 Anm. 5.
Philologen und Schulmänner 137, 225 f., 229 f.
Polen sprachlich zu erobern 58 f.
Romantiker 55.
Schiller 195 f.
Seinen, die; Seinigen, die 145.
Sophokles 190 f.
Theaterbrand 38 f.
Thukydides-Übersetzung 55.
Uwarow 149, 157—159, 235.
Vermutungen, eigene, und Auseinandersetzung mit denen anderer 50 oben, 61 f., 75 f., 82 f., 93 Anm. 4, 95 f., 143, 144, 150, 200 Anm. 1, 220 f.
Weltbürgertum 191 f.
Wieland 176, 199.
Wörterbücher 25, 63 f., 79 ff., 84 f.
Zelter 53 oben.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Goethe, Johann Wolfgang von - Biog. & crit. 102685 LG G599 .Y5e1

Author Seiler, Johannes

Title Die Anschauungen Goethe von der deutschen Sprache.

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU